Heimathlos.

Eine Erzählung

von

M. Goldschmidt.

Aus dem Dänischen.

Dritter Band.

Wurzen,
Verlags-Comptoir.
1855.

H e i m a t h l o s.

Dritter Band.

Erstes Kapitel.

Durch die neuen Bekanntschaften, welche Otto gemacht hatte, war sein Verkehr mit Mendoza etwas gelockert worden, ohne daß jedoch ein enges umgängliches oder freundschaftliches Verhältniß zwischen ihm und Schiött entstanden wäre. Dies wurde theils durch die Verschiedenheit des Alters und die Ueberlegenheit, mit welcher Schiött hervorragte, verhindert, theils beobachtete Schiött denjenigen, welche ihm besonderes Interesse gewährten, gegenüber, eine gewisse Zurückhaltung, als wollte er nicht das Interesse abnutzen. Was von Seiten der Damen an Coquetterie bisweilen angewendet und von vielen Mannspersonen nur zu sehr versäumt wird, sprach er als eine wohlüberlegte, auf Schönheitsrücksicht gegründete Regel aus. Otto sah jedoch, daß er mit anscheinend weit größerem In-

teresse mit unbedeutenderen Menschen umging, und konnte sich einer Art eifersüchtigen Mißmuthes, nicht anerkannt zu werden, nicht erwehren. Dagegen beklagte Schiött sich darüber, daß Otto wie ein Schwamm sei und ihn mit wißbegierigen Fragen oder nur mit der zur Belehrung und Zurechtweisung reizenden Macht der Unwissenheit beständig aussauge. Er wolle, wenn es doch einmal sein müsse, lieber Denjenigen, welche ihn bekämpften und ihm widerstritten, „Vorträge" halten, als diesem Otto, welcher aufmerksam zuhörte und lernen wollte. — „Alle Ihre Naivität," sagte er einmal zu Otto, „wird bald verschwinden, und ich muß mich dann an meinen Freund Milner halten, welcher doch wenigstens ein großes Material von Erfahrung darbietet, aus welchem sich der Parfum ziehen läßt; denn im Grunde ist er eine Arbeitsbiene, welche nicht weiß, welche Art von Blumenstaub sie in den Stock trägt." — Trotz dieser Ungeneigtheit gab Schiött doch oft der Versuchung, welche in Otto's wißbegieriger Aufmerksamkeit lag, nach, und konnte, wenn sich Veranlassung dazu darbot, mit seinem außerordentlichen Gedächtnisse einen erweckenden und leitenden Vortrag über ein historisches Ereigniß halten, oder sich mit Interesse und Einsicht über eines oder das andere Kunstwerk u. s. w. aussprechen. Häufiger aber sprach er so, wie es ihm gerade gefiel, folgte seinem Triebe zu kurzen, geistrei-

chen ironischen Bemerkungen über das Leben, oder fing plötzlich an, Versuche mit Otto anzustellen, warf eine Dissonanz in's Gespräch und sah, welche Wirkung sie hervorbrachte.

Auf der andern Seite täuschte Otto Schiött durch den Mangel an Vertrauen zur Welt, an Zuverlässigkeit und Treue, welche bisweilen hervorbrach, nicht in bestimmten Worten, sondern sich auf eine unwillkürliche Weise verrathend. Schiött hielt sich überzeugt, daß dieses gesunde, offene Gesicht kein Geheimniß verbergen könne, daß Otto es nicht würde haben unterlassen können, damit hervorzukommen, und spähte daher nach, ob nicht in der Tiefe seiner Seele etwas angeborenes Treuloses lag, welches ihn der Fähigkeit beraubte, Anderen zu glauben.

Was sie mit einander gemein hatten und was die geistige Verwandtschaft zwischen ihnen bildete, war der nicht zu stillende Drang nach Erkenntniß und das tiefe Schönheitsgefühl, der für den Duft des Lebens offene Sinn. Aber auch in dieser Aehnlichkeit war ein Unterschied, indem dies Verlangen bei Otto mehr in der Seele lag. Ihn verlangte nach den schönen Illusionen des Lebens; die Täuschungen, welche er bis jetzt erfahren hatte, hatten seinem Streben nur die wirklichen Gegenstände, aber nicht das Verlangen selbst entrissen, und die Theorieen der Schönheit hatten die Erfüllung

auf eine Welt, welche er greifen zu können glaubte, verwiesen. Schiött dagegen betrachtete Illusion und Wirklichkeit mit erfahrenem und kunstverständigem Sinne, war bald in der Idealität, bald in der Realität und konnte mit beiden wie ein Jongleur mit Kugeln spielen. Eine Flasche Wein erweckte bei Otto Vorstellungen von unbekannten Weinen, goldenen Trauben, Purpurtrauben, Olivenwäldern, Tempeln und heiligen Hainen; dagegen trank Schiött sein Glas mit Wohlgefallen, that sich etwas zu Gute darauf, daß er einen Chateau-Rouzan von einem Leoville unterscheiden konnte und sprach dann von Trauben, Hainen und Tempeln wie ein weit gereis'ter Mann, welcher sie gesehen hatte. Der Unterschied zeigte sich auch in ihrem Häuslichen, obgleich ihre Umstände sich einander ziemlich gleich waren. Otto's Mutter hatte sich vom Handel zurückgezogen und sich nach einer andern Stadt, wo ihre Schwester wohnte, begeben; die Masse war liquidirt und für Otto ein kleines Capital ausgesetzt, dessen Zinsen nur zu dem Nöthigsten ausreichten, weßhalb er sich durch Unterrichtgeben etwas zu verdienen suchen mußte. Er hatte einen fast weiblichen Sinn für Ordnung, war aber gleichgültig gegen Geld. Der Werth der Dinge richtete sich bei ihm nach der Lust, die er dazu hatte. Andre's Aufforderungen, genereus und gentil zu sein, waren ihm, so zu sagen, in's Geblüt gedrungen und

durch die Schönheitslehre noch mehr bestärkt und entwickelt. Schiött's Sinn war praktischer. Er war sparsam, weil er die Abhängigkeit von der Welt fürchtete, war dabei aber immer in einigen „Klitterschulden“ befangen. Er sagte, daß dies ihn interessire; daß es Einem sonst schwer falle, mit einem gewissen Theile des Volkes in Berührung zu kommen, und nur auf diese Weise könne man mitunter das natürliche Pathos hören, welches bei dem gebildeten Theile des Volkes immer mehr in Verfall komme. Eine mahnende Waschfrau gäbe ihm ein achtungswerthes, wenngleich ungebleichtes Muster einer einfachen und rührenden Vorstellung von Familienverhältnissen, untermischt mit einem naiven, gerechten Zorne über die Insolvenz des Debitors, und in ihren Sticheleien kämen oft merkwürdige Züge von volksthümlicher Ironie vor; ihre Rede dufte, wie an der Luft getrocknetes Zeug, wogegen die bösen Worte seiner gebildeten Wirthin ihm wie eine auf dem Ofen getrocknete Windel erschienen. Deßhalb bezahle er seine Wirthin auch pünctlich am Ersten jeden Monates.

„Sie steht à la suite,“ sagte er bei einer Veranlassung einmal, als er mit Otto in sonnigem Wetter aus seinem Hause ging — denn obgleich Schiött immer lebhaft war, war er es doch am meisten im Sonnenschein — „wenn ich einmal Zeit bekomme, soll

sie eine Nummer aufrücken und die Dienste eines alten Hauses thun. Es können viel Geheimnisse in einem alten Hause sein."

„Was will das sagen?" fragte Otto.

„Es fehlt Ihnen auch an allen Voraussetzungen, und man muß Ihnen zu jedem Worte einen langweiligen Commentar geben. Man muß in dieser Welt Etwas haben, womit man sich beschäftigt. Ein Capitalist, welcher eine Menge Häuser besitzt, macht an jedem Morgen die Runde, und ich sehe mitunter, daß er die Mauern befühlt und beklopft, wie ein Thierbändiger sein Rhinoceros, oder eine alte Jungfer ihren Hund, oder ihre Katze streichelt. Wir Anderen, welche nicht die Mittel haben, Häuser, Hunde, Katzen oder Rhinocerosse zu halten, lassen unsere Grundstücke und Lieblingsthiere frei umhergehen, sich ernähren und sich regeneriren; in Ermangelung des vollen Eigenthumsrechts begnügen wir uns mit dem bedingtem Gebrauchsrechte. ... Sehen Sie den dort, welcher uns grüßte? Er ist ein Wucherer und mein Freund. Die Anderen — welche von ihm leihen — machen einen langen Umweg, um ihm nicht zu begegnen, und wenn sie ihn nicht umgehen können, grüßen sie linkisch, denn sie dürfen nicht unartig sein, und wagen es nicht, höflich zu sein. Ich sage aber immer auf das Freundschaftlichste zu ihm: Guten Morgen, Herr Samuel — ob-

gleich er ein eben so guter Christ ist wie ich — und dann lacht er, als wenn er zwischen der Lust, zu beißen und zu küssen, schwebte, und bleibt immer stehen, um ein wenig vom Geschäfte zu reden, und mir zu beweisen, daß er ein braver Mann ist. Die Ironie macht eine lächerliche Wirkung auf solche Leute; sie flattern und schweifen um Einen umher, bloß um frei zu kommen, gerathen aber dann gerades Wegs hinein. Er hat mir auf Ehre versichert, daß der Schein gegen ihn sei, und daß er recht gute wisse, man nenne ihn einen Wucherer; er thue aber unzähligen Menschen wohl, welche sonst würden geschunden werden. Ja, er schwur, „so wahr Gott lebt," daß er sogar, wenn er selbst kein Geld habe und die Betreffenden nicht die von einem Dritten geforderten hohen Zinsen bezahlen wollten, Geld aus seiner eigenen Tasche zulege. Und das ist vollkommen wahr. Er hat zwei Kassen: die eine gehört ihm selbst, die andere seinen Kindern, und als Vater und Versorger kann er es nicht verantworten, die Gelder seiner Kinder auf unsichere Verschreibungen gegen weniger als fünfzig Procent auszuleihen. Bietet nun Jemand achtundvierzig Procent, so legt er gewissenhaft aus seiner eigenen Tasche zwei Procent in die der Kinder. Als ich erwiderte: Sie sind ein braver Mann, Herr Samuel, wurde er so eifrig, daß er mich nach seiner Wohnung einlud und mir mit,

seinen Büchern bewies, daß er bei einer Anleihe von funfzig Procent nur einen wirklichen Vortheil von zehn Procent habe — in solchem Grade prellt man die Wucherer trotz aller Vorsicht. Ist das nicht interessant? Er ist übrigens der Tiger in meiner Menagerie; denn leihe ich, durch seine Freundschaft verführt, ein Mal etwas von ihm und bezahle ihn nicht zur rechten Zeit, so läßt er mich, „so wahr Gott lebt," in's Loch stecken, bloß um zu mir hineinguken zu können und zu sagen: „Guten Morgen, Herr Schiött."

„Ja, so wie Sie sich es ausmalen können, ist es interessant; eigentlich ist es aber doch nicht schön."

„Was, schön! Man muß sich auch ein wenig von dem Antiken entfernen, und sich nach der romantisch-nüchternen Zeit, in welcher wir leben, richten. Ein Jüngferchen oben an der Westküste von Jütland spricht vielleicht mit Entzücken vom Zephyr, ohne zu wissen, daß der Zephyr der Westwind ist, welcher in ihrem Lande die Felder verheert, die Wälder niederwirft und den Wrack auf den Strand schleudert."

Die Unterhaltung wurde für dieses Mal unterbrochen, zu einer anderen Zeit während einer Reittour aber wieder aufgenommen. Einige von ihren gemeinschaftlichen Bekannten machten eine Tour nach dem Gehölze, Otto wollte reiten, und Schiött ließ sich nach langer Ueberredung dazu bewegen, mitzureiten, jedoch

nur unter der Bedingung, daß Otto den Klaggesang des Bion über Adonis auf Griechisch auswendig lernen und vom Felde bis an den Schlagbaum recitiren solle, denn dann, sagte Schiött, habe ich so lange Ruhe. Otto that es auch, während Schiött ritt und über den Sund hinaussah und nach beendigter Recitation behauptete, sein Pferd sei so gelehrt geworden, daß es in fehlerfreien Anapästen galoppire.

„Sehen Sie," sagte Schiött, als eine hübsche Equipage an ihnen vorbei rollte, „nun will ich zur Belohnung der Ehre, welche Sie dem edlen Bion erwiesen haben, Ihnen auch erzählen, wer dort fuhr. Es ist ein Mann, welcher vor einiger Zeit einen Proceß bei'm Obergerichte gewann und dadurch von Armuth plötzlich zu Reichthum gelangte. Nun ist er sehr hübsch gekleidet, alle Leute grüßen ihn, er kann Arm in Arm gehen und fahren mit einem Jeden, und ist hochmüthig. Ich kannte ihn früher flüchtig, und wenn ich ihn nun grüße, legt er flüchtig einen Finger an den Hut, er glaubt, ich habe Absichten. Das ist doch gränzenlos merkwürdig! Den Anderen, welche er unter den Arm faßt, schiebt er keine Absichten zu, weil er ihrer zu seinem „Ansehen" bedarf; bei mir aber vermuthet er Absichten."

„Warum grüßen Sie denn aber beständig?"

„Warum? Ich nehme den Hut ab vor dem

Urtheilsspruche, vor der blinden Gerechtigkeit, vor dem Glücke, welches wie ein ächtes Weib sich poetisch-launenhaft gezeigt und einmal seine Gunst an einen Mohren verschwendet hat. Ich nehme den Hut ab vor dem Mohr, weil seine schöne Beschützerin nicht sichtbar ist, und ich habe dabei zugleich das Vergnügen, zu sehen, daß er mich zu den Hofmännern, welche ihm den Hof machen, zählt. Nichts ist lustiger als von den Schofelanten mißverstanden zu werden.“ ...

„Und von den Edelsten geehrt zu werden!“

„Das ist die nächstbeste Freude, welche man von Männern haben kann. ... „Die Edelsten,“ soll ich Ihnen sagen, sind nun ebenfalls zu Tische bei meinem Mohren. Er hält Equipage, giebt große Feten, ist in Ansehen, vergeudet sein Geld.“

„Was sollte er sonst thun ... wie würden Sie sich benehmen, wenn Sie reich wären?“

„Ich! — Laßt uns einmal sehen. Das Erste würde, wie Goethe räth, sein, jeden Tag etwas Schönes anzusehen. Man müßte von Schönheit, von antiken Statüen, Blumen, Gemälden, Raphaels und Murillo's, besonders Murillo'schen Madonnenbildern, umgeben sein. Jeden Tag müßten die Decorationen wechseln, neue Kunstwerke Einen umgeben, jeder Tag müßte eine Ueberraschung sein, eine Auferstehung zu einem neuen Leben, zu neuer Schönheit oder neuem Ab-

glanz der ewigalten Schönheit. Ein Dampfschiff müßte an der Zollbude liegen, immer mit Dampf über sich, bereit, Einen hinzubringen, wohin man Lust hätte, nach Athen, Smyrna, Jaffa, Monterey, New-Orleans. Bei Smyrna müßten arabische Pferde gesattelt stehen, daß man gleich nach Palmyra reiten könnte. — Ist Ihnen etwas von der Königin Zenobia bekannt?"

„Ja, sie vertheidigte ja Palmyra gegen Kaiser Aurelian, wurde aber gefangen genommen und im Triumph davon geführt."

„Sie soll eines der schönsten Weiber der Welt gewesen sein; sie war der letzte Repräsentant Griechenlands, welcher gegen die römischen Barbaren kämpfte, und mit dem Geiste und der Freiheit einer Griechin verband sie die mysteriöse Herrlichkeit des Morgenlandes, und sie war eine Jüdin, und die sind selten. ... Sie sollte Einem in der Wüste begegnen, umgeben von **100,000** orientalischen Rittern, welche eine **Fantasia** aufführten, und bei ihrem Herrannahen sollten Quellen in der Wüste hervorsprudeln, und sammetweicher grüner Rasen sich über den Sand legen. Und wenn man in's Mittelmeer hinaussegelte, sollte unter Cypern, Creta oder Cythere der Zug der Cleopatra kommen, mit Purpursegeln, mit Schiffen aus Perlmutter, mit der Königin selbst, umgeben von

singenden Frauen, und man sollte jetzt ein Antonius sein und zwei Welten haben, sie zu ihren Füßen zu legen. — In dem Unbegränzten liegt der Geist und die Wahrheit des Reichthums; kann man nicht unbegränzt reich sein, so läßt man die Perlmutterschiffe mit den Purpursegeln und die **100,000** Ritter, und reitet auf einer solchen Mähre wie diese, und athmet die Briefe vom Sunde ein, und weiß, daß Zenobia und Cleopatra nie sterben, wenn sie auch keine Königinnen sind."

Schiött fuhr nach einer kleinen Pause fort: „Man muß sich vor Nahrungssorgen hüten. Hat man nicht die Aussicht, reich zu werden, so muß man verstehen, das Unwesentliche wegen des Wesentlichen zu entbehren. Glacéehandschuhe, goldene Uhr, glänzende Mobilien kann man entbehren. Alles kommt auf die Persönlichkeit an, welche man in sich trägt. Das Weib macht einen einfachen Strohhut reizend, der vollendetste Seiden- oder Sammthut von Glassing oder Levin kann nicht das Weib reizend machen, außer etwa für Hofjunker oder dergleichen Leute. Daher muß man sparsam sein und Genuß darin finden. Es ist beinahe unglaublich, wozu Nahrungssorge führen kann. Ich kam diesen Morgen zu einem armen Barbier, welcher in einem Keller wohnt und mein Freund ist. Er sagte mir im Vertrauen, daß er, kurz ehe ich kam, kein Brot im Hause gehabt, in seinem Zimmer gesessen

und auf einen Kunden gewartet, welcher ihm sechs Schillinge habe bringen sollen. Da ging die Thür seiner Barbierstube auf und er hinaus. Es war eine junge, hübsche Dame, welche nach Jemandem im Hause fragte. Er gab ihr mürrisch Bescheid, und fluchte ihr in seinem Herzen, weil sie keine Mannsperson war, welche er barbieren konnte — so weit kann Nahrungssorge einen Mann führen."

Schiött sprach diese Worte mit einem unbeschreiblichen Lächeln. Er redete mit jener Art von Ironie, durch welche ein Mensch so viele Male über oder hinter sich selbst zu stehen scheint, daß es Einem vorkommt, als befände er sich in einem mit Spiegeln bekleideten Zimmer: das Auge verfolgt sein Bild in's Unendliche, ohne bei einem Bilde zu verweilen, wird aber von seinem beständig unbefriedigten Schauen gefesselt.

Otto sagte: „Wer das Leben doch so nehmen könnte, wie Sie!"

„Ja, sehen Sie, man muß Interesse für das Leben empfinden, so kommt es Einem entgegen."

„Ich glaube eher, daß das Leben Demjenigen, welcher sich nicht darum kümmert und es nicht verlangt, entgegen kommt und sich ihm hingiebt; aber den, welcher sich darnach sehnt und es gern umfangen möchte, scheu't es."

„Ebenso wie Lieutenant Holm einmal von dem hübschen Dienstmädchen erzählte, welche ihm keinen Kuß geben wollte, weil sie bemerkte, daß er selbst gern wollte.“

„Ja, so ungefähr.“

„Ja, er war aber auch ein Kind; wäre er ein Mann gewesen, so hätte er ihre Lippen, als sie sich heranwagten, dreist geküßt.“

„Wäre er ein Mann gewesen, so würde sie ihm nicht nahe gekommen sein.“

„Das sagen Sie nicht. Sie würde sich nicht auf solche Weise genähert haben; aber einmal würde ein kleines Lächeln mit niedergeschlagenen Augen gesagt haben: „Ich bin nahe.“ Man muß nur verstehen, Runen zu lesen.“

„Man muß ja immer fürchten, verkehrt zu lesen.“

„Man fürchtet also in der Wirklichkeit, während die Phantasie Muth besitzt?“ fragte Schiött und warf einen forschenden Blick auf ihn.

Otto schwieg.

Nach einer kleinen Pause sagte Schiött: „Es giebt ein schönes Mysterium in der Natur; das Männliche, Dreiste, Bewußte und Honette gehört zusammen. Es ist selten der Fall, daß bei den ängstlichen, scheuen jungen Menschen nicht etwas Unhonettes verborgen ist. Sie lauern und schleichen um das, was sie begehren,

herum, sie saugen Leidenschaft aus der Atmosphäre und aus ihrem eigenen Athemzuge ein, und in ihrer Furcht, das Eine zu begehen, begehen sie oft etwas Anderes, noch weit Schlimmeres.“

„Was denn?“ fragte Otto beklommen.

„Das ist sehr verschieden; aber ich will nur das nennen, daß sich ein solcher Mensch, sowohl in seinen Gefühlen als in deren Gegenstande, in seinen Gaben und seinen Verhältnissen irrt, daß er in einem schwachen Augenblicke pathetische Versprechungen macht, seine ganze Persönlichkeit auf den Spieltisch wirft und sie hinterher nicht einlösen kann oder vielleicht auch nicht will. Das ist das Unhonette, das sind Bubenstreiche. Aphrodite ist ein ehrliches Weib, die Göttin der Natur und Schönheit; der Gesang ihr zu Ehren soll laut gesungen und nicht zitternd im Inneren gemurmelt werden. D.r Mann soll wissen, was er ist und was er will; er regiert sich selbst durch die Zügel des Geistes und der Schönheit und ist sich dessen bewußt. Laß den Instinct des Weibes Runen in seinem Blicke lesen und laß sie ihn suchen oder ihm ihre Thür verschließen, ganz nach ihrer eigenen Meinung oder ihrem Willen. Sie spielt mit dem Gefährlichen wie mit Feuer; treibt aber ihren Spott mit dem nicht Gefährlichen. Der geheime Spott eines Weibes zu werden, weil man verblüfft ist — „das Schicksal werde Dei=

nen Feinden!“ wie der weise Nathan ungefähr zu Saladin sagt.“

„Durch die ganze Natur,“ fuhr Schiött fort, „zieht sich eine Gleichartigkeit des Tüchtigen und Schönen, des Männlichen und Honetten, im Gegensatze zu dem Schleichenden und Unmännlichen. Das Weib hat mit ihrem wunderbaren Organismus einen Sinn dafür. Irgend etwas Herrliches und Großes, was sie hervorgebracht sieht oder dessen sie erwähnen hört, erregt in ihr ein Gefühl von dem Männlichen, welches die Quelle desselben war, und ohne welche es keine Productivität giebt. Wenn sie eine gelungene Statüe, eine gut ausgeführte Rolle sieht, auf einen schönen und kräftigen Gesang horcht, oder von einer Heldenthat hört, wird ihre geistige Freude, ihre unparteiische Bewunderung sachte von Eros begleitet. Ich will gerade nicht sagen, daß sie diesem Eros immer nachgiebt — Schauspieler, Sänger und Helden meinen, daß es häufig der Fall ist — er ist ihr aber nahe, selbst die Wangen der Schamhaften haucht er, ihr selbst unbewußt, mit seinem schönen, warmen Hauche an. Kein wahres Weib findet Gefallen an dem Schwachen, Kriechenden, dem lispelnden Zarten; sie liebt die Stärke. Das ist nicht aus Sinnlichkeit, sondern es kommt daher, weil sie selbst der frischen, schönen Natur

angehört und einen unmittelbaren Sinn für die Harmonie der Natur hat."

„Das Weib ist nicht eigentlich sinnlich," — nahm Schiött nach einer kleinen Pause wieder das Wort; — „alles vereinzelte Sinnliche, das Begehrliche, Rohe, Ideeenverlassene, was sich ihr nähert, flößt ihr Mißfallen ein. Was sich ihr nähert, soll ihr gefallen, und man kann nur vom Weibe lernen ... vom Weibe lernen. ..."

Ganz gegen seine Gewohnheit hielt Schiött hier inne und verfiel in Gedanken.

„Was kann man lernen?" fragte Otto.

... „Ein Mann zu werden," antwortete Schiött kurz, und setzte, indem er einen Augenblick später völlig wieder den früheren Ton annahm, hinzu:

„Bei ihr ist das Gefühl der Schönheit und des Behagens gleichsam ein feiner Aether, welcher alle ihre Nerven umgiebt, und wenn dieser mit sympathetischer Leidenschaft eine Persönlichkeit aufnimmt, so steht ihr ganzes Wesen im Dienste derselben —

For every thought is bent to prove
Her passion in the hour of trial.

wie Byron in seinem Gesange von der Inez sagt."

„Woher wissen Sie doch dieses Alles?" fragte Otto.

„Durch Intuition," erwiderte Schiött lächelnd,

„durch die errathende Macht, welche sogar das entfernt Verwandte entdeckt und erkennt. Wir haben Alle in unserm Geiste einen Hauptschlüssel, welcher die Thüren zu dem Geiste der anderen Menschen aufschließt, wenn wir ihn durch einige Erfahrung erst an uns selbst versucht haben. — Was ich vorhin von dem Verhältnisse des Weibes dem Schönen und Großen gegenüber sagte, gilt auch von dem Manne, wenigstens von den wohlorganisirten Naturen. Es liegt wirklich in allen Arten von Genüssen etwas Männliches oder Weibliches. Wenn Sie z. B. in einem Concerte eine besonders hübsche weibliche Stimme hören, so wirkt dieselbe auf Sie anders als auf ein Weib, gleich wie Sie musikalisch für eine hübsche Mannsstimme nicht dasselbe fühlen, was ein Weib fühlt. Das Gefühl kann so fern vom Verlangen scheinen, als es nur will — demungeachtet wird es nicht vermieden werden können, daß eine männliche oder weibliche Erotik dasselbe durchbebt. Welche Herrlichkeit liegt aber auch in einer schönen Frauenstimme! Niemand hat eine solche Stimme, ohne ein seltenes, vortreffliches Wesen zu sein. Das sagte Mendoza einmal; sein Instinct hatte es ihn gelehrt. Auf dem Theater hört man sie selten, weil die Scene mit aller ihrer Kleinlichkeit und mit ihren Intriguen die Seele bald berührt, und doch soll es Frauenzimmer geben, welche von der liebenden Natur eine

solche Marmorweiße erhalten haben, daß kein Schmutz daran hat haften können, und selbst in einem vorgerückten Alter brauchen sie nur einen Ton hören zu lassen, um einem das Gefühl beizubringen, daß man eine der Auserwählten vor sich hat, und ahnungsvoll den ganzen Reichthum grüßt, welchen eine Frauenseele verbirgt. Es ist aber selten. Dagegen kann man im Privatleben oft eine schöne, weiche, unwiderstehlich einnehmende Stimme hören. Sie hat dann immer schöne, weiche Formen, sie ist immer hübsch, wenigstens wenn sie spricht, immer der Liebe würdig, und glücklich ist derjenige, dem sie mit der ihrigen vergilt. Die Griechen hatten eine bestimmte Vorstellung von der erotischen Gewalt, welche in jedem Schönheitsgenusse liegt, und sprachen sie auf eine fühlbare Weise aus in der Erzählung von Pygmalion, welcher sich in die Statüe verliebt." ...

„Diese ist aber, wie es mir scheint, nicht schön!" sagte Otto; „die Erzählung von Pygmalion dünkt mir einer der wenigen abstoßenden Gegenstände des Alterthums zu sein, gleichwie die Geschichte von Periander und Melissa." ...

„Nun ja," erwiderte Schiött, „Geschmack und Gefallen sind verschieden, und so kann man ja mit dem Lebenden zufrieden sein, von diesem gingen wir ja auch aus."

„Und doch,“ fügte er kurz nachher hinzu, „liegt in der Sage von Pygmalion eine tiefe Wahrheit. Was wir im Reiche der Idee lieben, muß auf eine oder die andere Weise Leben bekommen und uns entgegen athmen. Einige umfassen die Idee, und diese wird bei ihrer Anrufung zu einer Milchkuh, wie Schiller sagt; Pygmalion verlangte aber die heiligen Mysterien des Lebens in einer Form, welche rein wie Marmor und schön wie die Vollendung der Kunst war, und der Gott schenkte es ihm! Das Große und Schöne, welches er selbst hervorgebracht, ward sein Eigenthum und sein Lohn.“

„Ja, so erklärt!“ rief Otto mit funkelndem Blicke.

„Aber,“ fuhr Schiött in einem plötzlich veränderten Tone fort, „man muß sich vor dem Tragischen hüten.“

„Was will das sagen?“ fragte Otto, durch den plötzlichen Schlagschatten beinahe geängstigt.

„Man muß Glück haben. Es giebt irgendwo ein Geheimniß im Leben; es giebt Etwas, was nicht ausgemessen und auf keiner Wage gewogen werden kann, weil keine Gerechtigkeit darin liegt. Das Unerklärliche ist ausgedrückt in der Formel: Man muß Glück haben. Ich habe alte Männer gesehen, welche ihr ganzes Leben hindurch genommen haben, was sie

erreichen konnten, welche in manche Bucht hineinsegelten, aber immer mit günstigem Winde herauskamen und nun von einem ehrerbietigen Geschlechte und von dem Wohlwollen des Volkes umgeben sind. Und ich habe junge Menschen gesehen, welche ängstlich vom Leben nippten, mit Furcht und Blödigkeit die Hand nach dem ausstreckten, was die Natur für sie bestimmt hatte, und dabei in Verhältnisse kamen, welche kein Teufel und kein Engel löset — diese habe ich zu Grunde gehen sehen."

Sie waren den Andern weit vorausgekommen und waren bei diesem Gespräche Schritt vor Schritt geritten, beinahe ohne auf ihre Pferde zu achten.

Otto's Pferd that einen Fehltritt, und er züchtigte es mit den Sporen, so daß es sprang und sich unter den Zügeln krümmte.

„Wie dumm der Weg angelegt ist!" rief er, „sehen Sie, welche Biegung er hier macht! Lassen Sie uns quer über das Feld reiten!"

„Dero Weitsichtigkeit bemerken also nicht, daß ein breiter Graben und ein Haferfeld dort ist," sagte Schiött. „Ueber einen solchen Graben setzt man nicht mit einem Ihrer beliebten Gedankensprünge."

„Lassen Sie uns hinübersetzen, Schiött!"

„Lassen Sie uns den Hals behalten, Kroyer!"

„Mir schuldet der Himmel so viel, daß er mich

noch nicht sterben lassen kann!“ rief Otto und setzte sein Pferd in Galopp.

Schiött folgte ihm einen Augenblick und rief ihm zu: „Sie rechnen falsch, Verehrtester! Wenn der Himmel in Ihrer Schuld steht, so fühlt er sich in einem hohen Grade versucht, seinen Creditor durch dessen eigene Unvorsichtigkeit los zu werden.“

„Ich glaube an die Ehrlichkeit des Himmels!“ rief Otto, gab seinem Pferde die Sporen und zwang es in Sprüngen vorwärts; am Rande des Grabens blieb es indeß stehen und kehrte um.

„Lassen Sie es jetzt gut sein!“ rief Schiött und griff nach seinem Zügel.

„Rühren Sie den Zügel des Pferdes, welches ich reite, nicht an!“ schrie Otto, warf sein Pfert herum und jagte in Carriere auf den Graben zu. Dieses Mal sprang das Pferd und kam hinüber; die Hinterbeine faßten aber nicht sicheren Fuß auf dem losen Boden und das Pferd stürzte mit seinem Reiter in den Graben.

„Kommt her und helft!“ rief Schiött dem herankommenden Wagen zu; bevor aber Jemand herbeieilen konnte, sahen sie das Pferd heranklettern und in's Haferfeld laufen. Gleich hinter demselben kam Otto, mit Staub bedeckt, und blind und taub für Alles, außer für das Pferd.

Er erreichte es auf dem Felde, wo es dem locken=den halbreifen Hafer nicht hatte widerstehen können, ergriff Mähne und Zügel und schwang sich hinauf.

„Laßt uns ihn pfänden!“ rief eine Stimme, und gleich darauf sah Otto sich von der breiten Oeff=nung im Zaune, durch welche er herein gekommen war, abgeschnitten. Es war der Hufner mit seinen beiden Knechten, von denen der Eine eine Sense trug. Wei=ter hinein im Felde erblickte man viele Schnitter.

„Geht aus dem Wege, Leute!“ rief Otto.

„Ja wohl!“ antwortete der Hufner; „wir wol=len Sie erst pfänden! Lars, geh' hin und nimm ihm den Zügel ab!“

„Das wird einen Kampf setzen,“ — sagte Otto zu sich selbst — „ich ergebe mich aber nicht!“

„Zum Sieg und Glück ward Wolmar geboren,
Es steht in den Sternen geschrieben!“

fiel ihm unwillkürlich ein. Dann spornte er sein Pferd mit aller Macht an und jagte gerade auf die Oeffnung zu, ohne auf den Bauer zu achten, welcher sich breit in den Weg gestellt hatte, während Lars sich von der Seite nähern sollte.

„Will Er Leute überreiten, Bösewicht!“ rief der Bauer, sprang zur Seite und that einen Schlag mit einem Knittel. Er traf die Hinterbeine des Pferdes, wodurch dieses noch mehr angetrieben wurde. „Niels,

halt' die Sense vor!" rief er seinem anderen Knechte zu.

„Das will ich!" rief Niels.

Die Sonne schien aber dem Pferde in die Augen und es konnte die Sense nicht sehen; es wurde von Otto zum wildesten Galopp angespornt.

„Aus dem Wege vor König Wolmar und seinem Geschick!" rief Otto wie außer sich und führte sein Pferd gegen den Knecht und die Sense. Niels hatte nicht den Muth, zuzuschlagen, sondern warf die Sense hin, als Otto auf einige Ellen herangekommen war, und mit einem gewaltigem Sprunge setzte das Pferd hinüber auf die Landstraße.

Vom Wagen aus begrüßte man Otto mit Bravoruf, vielleicht mit Ironie vermischt, was er aber in dem ersten Triumphgefühle nach der Großthat nicht bemerkte. Als sich aber später sein Ungestüm gänzlich gelegt und sich deutlich ergeben hatte, daß aus dem phantastischen Einfall, symbolisch um Leben und Tod und um das Glück des Lebens zu kämpfen, kein vernünftiges Resultat entstanden war, fühlte er sich unwillkürlich beschämt.

Schiött verhielt sich lange still. Endlich aber auf dem Rückwege, als Otto die ganze Zeit über verstimmt und langweilig gewesen war, ritt er näher zu ihm heran und sagte: „Hüten Sie sich vor dem Unlogischen."

„Wie das? Was meinen Sie?“ fragte Otto.

„Ich meine, daß ein Springinsfeld liebenswürdig sein muß, dadurch bezahlt er die Schuld, welche er auf sich ladet. Ein melancholischer Springinsfeld ist eine unlogische Person, welche leicht dem Tragischen oder dem Komischen oder dem Tragikomischen anheim fällt.“

„So rufe ich das Tragische an!“ rief Otto.

„Nehmen Sie sich in Acht:

„Es hört die Luft, es hören die Berge,
Und durch sie dringt es hin zu Deinem Herrn.“

„Laß es hören, wer da will!“ sagte Otto.

Kurz darnach fügte er hinzu: „Sie glauben ja doch nicht, daß die Luft oder die Erde hören kann, was man sagt!“

„Nein, man soll aber auf das hören, was man selbst sagt; mitunter bekommt man Etwas zu wissen, was man nicht wußte.“

Ein ander Mal trafen Otto und Schiött zusammen, als sie aus dem Theater kamen. Es war ein neues Stück gegeben worden, welches sich durch eine so einfache Innigkeit, eine so schöne lyrische Diction und durch eine so vortreffliche Ausführung auszeichnete, daß die Freude der Begeisterung gleichsam fortwährte, das herausströmende Publikum zu umschweben.

Schiött und Otto gingen eine Zeitlang schweigend

neben einander her. Endlich sagte Schiött: „Nun, wie lautet denn Ihr gelehrtes Urtheil über das Stück?“

Otto erwiderte: „Ich fühle nur das Eine, daß der Dichter, welcher ein solches Stück schreibt, nach seinem Hinscheiden unserm Herrgott eine schöne Seele abgeben muß.“

„Ei!“ sagte Schiött, „das war ein Ausdruck, welchen ein Schreiber von Zeitungsannoncen Ihnen beneiden würde. Er könnte ganz bequem Stoff zu zwei Spalten bieten.“

Otto fühlte an dem Tone, mit welchem Schiött diese Worte sagte, daß hinter dem halben Spotte ein wirkliches Lob verborgen war, und schwieg in stillem Stolze.

„Es kommt darauf an,“ fuhr Schiött fort, „ob das Bild Wahrheit enthält. Vielleicht steigen Sie, weil Sie die Schönheit des Stückes einsaugen, nach Ihrem Tode zu Ihrem Herrgott auf — um mich dieser Art zu reden zu bedienen — während der Dichter, welcher es von sich gegeben hat, nach einem anderen Orte hinabsteigt.“

„Es ist wunderbar ... eine solche Aeußerung habe ich schon früher gehört; es ist aber doch ein widersinniger Gedanke.“

„Sie haben ihn vielleicht bei'm Plato gelesen; gerade er macht einen solchen Unterschied zwischen einem

Dichter und einem dichterischen Manne. Der dichterische Mann ist Nummer Eins, den Dichter rechnet er zur Klasse der Tyrannen.“

„Ja, that Plato dies aber nicht deßhalb, weil eines seiner Stücke ausgepfiffen worden war, und die Dichter ihn damit zum Besten hatten?“

„Die Jugend hat keine Pietät mehr. Wer giebt Ihnen das Recht, so von Plato zu reden? Einer von unseren eigenen großen Dichtern sagt ja übrigens dasselbe:

Wenn ich wär' gut, ich dichtet' schlecht,
Doch ich bin schlecht, und dichte gut.“

„Glauben Sie denn wirklich, daß wahrhaft große Dichter nicht in's Paradies kommen?“

Schiött fuhr fort zu recitiren:

„Wenn es je so kommen sollte —
Nicht sagen werd' ich es, denn ich war nie darin.“

„Welchen Unterschied machen Sie übrigens zwischen einem Dichter, einem großen Dichter und einem wahrhaft großen Dichter? Der eine ist einige Octaven größer, als der andere; in glücklichen Augenblicken besucht ihn die Muse, sie spielt auf dem Instrumente, und wenn sie gegangen ist, ist der Dichter verstimmt oder flau wie eine Weinflasche, in welcher Wein gewesen ist.“

„O, nein! o, nein! das ist ein paradoxes Redebild! Heute Abend sind Sie in übler Laune.“

„In Veranlassung des von Ihnen Gesagten will ich Ihnen einen guten Rath geben.“

„Und der wäre?“

„Sie müssen nie, weder zu Fuß noch zu Pferde, auf die Stimmung eines Anderen einstürzen.“

„Und ich,“ sagte Otto mit unerwarteter Energie, „appellire an die Götter und frage: Ist es würdig, daß Sie eine solche Allusion vorbringen?“

„Ei sieh! Er appellirt! Mit den Juristen ist kein Auskommen,“ sagte Schiött. — „Es mag aber darum sein, und ich will Ihnen etwas erzählen. Ich saß heute Abend neben einem Dichter, welchen ich übrigens oft Gelegenheit hatte, im Theater zu beobachten. Jedes Mal wenn geklatscht wurde, verzog sich sein Gesicht, wie ich sehen konnte; er beeilte sich aber, hob die Hände ganz über den Kopf und klatschte mit — er gab aber keinen Ton. Wenn nächstens ein Stück von ihm aufgeführt wird, geht vielleicht der Andere, dessen Stück heute Abend aufgeführt wurde, hin und klatscht auf gleiche Weise — wird aber gezischt und gepfiffen, so klatschen sie laut und vernehmlich! — Gute Nacht!“

Der letzte Theil des von Schiött Gesagten that Otto in der Seele weh; er wollte das einzelne Jämmerliche, aber nicht eine allgemeine daraus hergeleitete

Regel anerkennen. Ein gesundes Gefühl in ihm sagte, daß der wahre Dichter sich an dem Schönen und Edlen, wo er es auch findet, freue, und daß das kriechende Geschmeiß, welches eine Hauptstadt hervorbringt, nicht in die Regel hineingezogen werden darf. Was er gehört hatte, hatte ihm einen Augenblick den gehabten Genuß gestört; derselbe drang aber wieder durch, und er dachte: „Warum mag Schiött dieses doch gesagt haben? Es war ja doch nicht seine Meinung! Es steht in vollkommenem Widerspruche zu Demjenigen, was er einmal vom Männlichen und Productiven sagte. Könnte man ihn doch nur fest halten und ihn dahin bringen, immer ernsthaft zu sprechen!“

Otto dachte indeß nicht einmal so naiv, wie seine an sich selbst gerichteten Worte es andeuteten. Bei seiner Zuneigung zu Schiött hegte er zugleich Bewunderung für ihn, und aus einem, nur poetischen Gemüthern eigenen Gefühle wollte er nicht durch die Spalte guken, welche er entdeckt hatte, und dabei vielleicht etwas Anderes sehen als er sehen wollte.

Zweites Kapitel.

An einem Sommermorgen früh segelte ein Boot über den kleinen Belt. Die Wipfel des Gehölzes bei Hindsgavl und die rothen Dächer Middelfarts spiegelten sich in dem tiefen, klaren Wasser, dessen ruhige, schwach glänzende Oberfläche den starken Strom verbarg. Die Bootsleute und ihr Passagier, Otto, saßen rückwärts im Boote, und kehrten das Gesicht nach Osten, wo die feuerrothe Sonne anfing emporzusteigen und wo kleine purpurfarbene Wolken flüchteten, als seien sie in ihrem Morgenschlafe überrascht worden. Alles war ruhig; von einem einzelnen Hause in Middelfart stieg ein bläulicher Rauch lothrecht in die Höhe; man hörte keinen anderen Laut als den taktmäßigen Stoß der Ruder gegen die Dullen und ein leises Plätschern der Tropfen, welche von den Ruderplatten in

das frische, grünliche, durchsichtige Wasser hinabfielen. Otto war von dem stillen Frieden eingenommen. Die menschliche Natur giebt oft verwirrende Antworten, wenn sie befragt wird, was sie ist, die große, stille Natur scheint aber allen Fragen zuvorzukommen, und lullt alle Ungeduld zur Ruhe in ihrer andachtsvollen Stille.

Es war nur eine kurze Fahrt über den Belt, und Otto war, nachdem er noch einige wenige Meilen gefahren, früh am Vormittage bei seiner Mutter in ihrem neuen Wohnorte. Dieser war gemüthlich und nett, aber klein; der Fußboden war weiß, die Decke aber niedrig; die Fensterscheiben schienen klar, die Fenster aber waren klein. Einige von den Mobilien, welche er so gut kannte, schienen sich beengt zu fühlen und ihn an einen größeren Platz und an eine größere Zeit zu erinnern. Das ganze Gebäude bildete einen Theil des von der Schwester und dem Schwager seiner Mutter bewohnten großen Hauses; ein bescheidener Theil des Gartens und ein Stück des Hofes waren für Madame Kroyer eingefriedigt. Man brauchte aber nur durch ein Pförtchen zu gehen, so befand man sich mitten im kaufmännischen Getriebe, zwischen Ställen, Brennerei, Schoppen — welche einem Anderen gehörten. Es war Otto klar, daß sein kleiner Bruder, welcher ihm munter und liebkosend entgegengesprungen war, in vielen kindlichen Vergnügungen von einem

fremden Manne abhängig sei, und es entstand bei ihm der mahnende, schmerzliche und zugleich stärkende Gedanke, daß er doch eigentlich der Vormund dieses Kindes sei.

Nachdem er seine Tante und ihren Mann — welche ihn mit offenen Armen empfingen — begrüßt hatte, ging er mit seinem Bruder in ihren eignen kleinen Garten und fragte ihn, wie sie jetzt lebten, bei wem er in die Schule gehe, was er lerne, und that schließlich die Frage, ob er nicht Lust habe, zu studiren.

„Die Mutter vermag nicht so viel auf mich zu wenden," erwiderte der Knabe in einem Tone, in welchem eine solche Ergebung und Liebe zur Mutter lag, daß Otto gleichsam Gewissensbisse darüber empfand, ihm vorgezogen zu sein.

Der Garten war nur schlecht bearbeitet, und Otto bekam daher Lust, Anlagen zu machen, ihn geschmackvoll einzurichten und besonders ein Stück, welches unbenutzt und mit Gras bewachsen da lag, anzubauen. Der Bruder ging ihm dabei zur Hand, und er verwendete dabei einige Tage die Morgenstunden zu dieser ziemlich beschwerlichen Arbeit, vergnügt darüber, daß er etwas Nützliches bewerkstellige. Als der Garten gegraben war, entstand bei Otto die Frage, was er in dieser Jahreszeit pflanzen oder säen sollte, und er wählte Erbsen. „So können Mutter und Wilhelm," sagte er zu

sich selbst, „im September oder Oktober grüne Erbsen essen.“ Auf solche Weise arbeiten zu können und einen so nahen Zweck vor Augen zu haben, war etwas so Neues und Angenehmes für ihn, befriedigte ihn innerlich so, daß er plötzlich auf den Gedanken verfiel, ob eine solche Lebenswirksamkeit nicht bei Weitem jeder Wirksamkeit in der Gedankenwelt vorzuziehen sei. Zwischen den praktischen Arbeitsstunden sah er sich selbst als Lehrer und Beschützer seines Bruders, er lächelte ihn so frisch und schön an — während er sich nur einen höchst undeutlichen Begriff davon machte, welche Arbeit es sein würde, wenn es immer Sommer und er immer Gärtner wäre.

Er konnte nicht unterlassen, im Gespräche mit seiner Mutter etwas der Art anzudeuten; sie stieß aber gleich die Worte aus: „Um Gottes willen! Du denkst doch nicht daran, Deine Studien zu verlassen! Sollte Dein Vater diesen Kummer im Himmel haben! ... Kümmere Dich nicht um uns, wir behelfen uns schon, wir können uns eher einschränken, als daß es Dir an etwas mangeln sollte.“

Welcher unauflösliche Widerspruch kann nicht in einem liebevollen Gespräche liegen! Wenn er sich ihretwegen und sie sich seinetwegen Entsagungen auferlegen wollte, konnten sich diese beiden Entsagungen einander nicht begegnen.

Otto bemerkte nicht sogleich, welcher Widerspruch sich entwickelt hatte; nach und nach trat das wirkliche Verhältniß aber deutlicher hervor. Er fühlte, daß er erwachsen sei, daß er ein Wissen, eine Gedankenfülle, eine Anschauung von dem, was groß und schön ist, besitze, was sie nicht beurtheilen konnte. Seine Gedanken entfernten sich von ihr und erhoben sich in ihr unbekannte Gegenden. Sie war die Erbin der Macht ihres Herrn über ihn; zur Ausübung dieser Gewalt fehlte es ihr aber an der nöthigen Fahigkeit. Dadurch, daß sie dieses empfand, erhielt ihr Benehmen etwas Unbestimmtes, und sie war in einem Augenblicke demüthig, während sie in einem anderen darauf pochte, daß sie doch seine Mutter sei. Gerade diese Fähigkeit, diese Gabe zu herrschen, war es indeß, welche Otto am meisten bei ihr vermißte; die instinctmäßige Liebe und Ehrfurcht eines Sohnes erhoben sie hoch in seinen Augen, und seine Gedanken mußten sich beugen, um zu ihr zu gelangen; seine Vorstellungen von einer geliebten Mutter strebten zur Mutter der Gracchen, zur Mutter des Coriolanus, zu einer römischen Matrone — und sie war eine einfache bürgerliche Frau aus einer kleinen Stadt. Sie verstand nicht seine Ergebenheit, seine Liebe, mit welcher er im Garten gegraben hatte; sie verstand aber auch nicht seinen Stolz, und seinen ungeduldigen Plänen, welche

undeutlich hervortraten, stellte sie ein ganz anderes stolzes Ziel entgegen, das: Bürgermeister zu werden, — dasselbe, zu welchem Emilie ihn führen wollte. Und während es ihm, wenigstens in einem Augenblicke, ein Leichtes geschienen hatte, — die Studien aufzugeben und still mit den Seinigen und für dieselben zu leben, war es ihm unangenehm und abstoßend, nicht gerade, daß er für ein solches Amt arbeiten sollte, sondern daß seine Person und sein Dasein als Werkzeug eines kleinen Familien-Ehrgeizes angesehen wurden.

Nach Verlauf von wenigen Tagen fing Otto an, sich von dem Leben in seiner Familie, von dem ewigen Geplauder über praktische Kleinigkeiten und besonders von dem Manne seiner Tante, bedrückt zu fühlen. Dieser Letztere war Kaufmann und Brandcapitain in der Stadt und dabei ein geschickter Mann, welcher von seiner Frau mit einer außerordentlichen Sorgfalt gepflegt wurde. Des Morgens, Vormittags, Mittags, Nachmittags und Abends wurden die Kräfte der Küche und des Kellers aufgeboten, diesen Hausherrn zu stärken und zu erfreuen. Alle Augenblicke wurde Otto hereingeholt, um mit „Vater“ zu speisen; es wurde dann immer hinzugesetzt, er möge aber gleich kommen; denn „Vater“ war so präcis, sich bei seinen Mahlzeiten einzufinden, wie die Bornholmer Stubenuhr präcis war, gerade mit dem Glockenschlage

zu schlagen. Dabei glaubte der gastfreie Mann, daß er seinen Gast bei allen Mahlzeiten mit den neuesten Anecdoten und Bonmots aus Kopenhagen tractiren müsse. Diese waren für Otto aber so alt und abgenützt, wie eine alte Zeitung, und zu dem Unerträglichen, dergleichen, mit Selbstzufriedenheit erzählt und oft wiederholt, anhören zu sollen, kam das noch Unangenehmere hinzu, daß die Anderen, mit Inbegriff seiner Mutter, es immer unterhaltend fanden.

Es war Ball im Gehölz, an welchem alle wohlhabenden Familien der Stadt Theil nahmen. Als Otto hinaus kam in den gewölbten Saal, dessen Dach aus grünen Zweigen, und dessen offene Wände aus schlanken, mit Tannenzweigen umwickelten und mit Lampen behängten schlanken Säulen bestanden, schien es ihm, als müsse er jetzt Etwas erleben, was er geahnt und zu fordern habe. Wie in einem Dämmerlichte erschien ihm Knud Gjedde und der Ball im Gehölz, und diese Erscheinung führte den triumphirenden Gedanken mit sich, daß er, wenn es glücke, nun selbst ein Knud Gjedde sein könne. Es schien aber, als ob die „jungen Herren" der Stadt den Gedanken in ihm lesen konnten, deutlicher als derselbe ihm selbst vorschwebte. Es lag in seiner Gestalt und Kleidung Etwas, was ihnen den scharfen Blick der Eifersucht gab, und der Umstand, daß er Student war, zeugte

außerdem von einer geistigen Ueberlegenheit, welcher sie wenig geneigt waren zu huldigen, daher sie jede Gelegenheit aufsuchten, um sich wegen eines Vorzuges, welchen sie selbst nicht besaßen, zu rächen. Jeder Einzelne von ihnen würde, allein so verlassen dastehend, so biegsam wie ein Rohr gewesen sein; in Masse bildeten sie eine Dornenhecke. Otto war zu spät gekommen, um engagiren zu können, und um an dem Tanze, welcher gerade getanzt wurde, Theil nehmen zu können, mußte er eine Dame bei einem Cavalier leihen, oder wie es in der Kunstsprache heißt, „auf Raub ausgehen." In Kopenhagen ist dies eine anerkannte und ziemlich beliebte Sitte; hier fühlte man sich aber einander, während der Dauer des Tanzes, angetrauet und hingegeben und konnte keine Störung im Zusammenleben und ruhigen Besitze ertragen. Kaum war er zum Tanze angetreten, als die Musik verstummte. Er glaubte, dies sei Zufall, führte sehr artig seine Dame nach ihrem Platze zurück, und bemerkte nicht die Blicke, welche man mit einander wechselte. Das nächste Mal, als es der Coalition der Kleinmächte vorkam, als tanze er zu viel mit einer der Schönheiten der Stadt, ereignete sich dasselbe. Er ahnte noch nicht, unter welcher argwöhnischen Polizeiaufsicht er stand, und unter welchem türkischen Despotismus die Damen sich befanden, wollte aber doch nicht zum zweiten Male durch den ungünstigen

Zufall leiden, und ging daher zu den Musikanten und ersuchte sie, weiter zu spielen. Der Balldirector, ein Hutmacher, dessen Sohn auf dem Comptoir des Bürgermeisters war, machte ihn aber mit majestätischer Miene darauf aufmerksam, daß es hier gebräuchlich sei, daß der Balldirector den Ball leite, und der Sohn des Hutmachers, welcher auf dem Comptoir des Bürgermeisters war, maß Otto mit einem Blicke, in dem so viel Schadenfreude und herausfordernder Trotz lag, daß Otto sowohl Zorn als das unangenehme Gefühl empfand, in die Tiefe eines kleinlichen und rohen Gemüthes hinab gesehen zu haben. Knud Gjedde würde ohne Zweifel die Situation beherrscht haben, besonders weil er außer seiner Persönlichkeit Etwas hatte, was ihm beistand; Otto fühlte sich aber davon beherrscht. Hätte er nur Einen Menschen gehabt, auf den er sich hätte stützen können! Hätte doch Schiött ihm zur Seite gestanden! Wie würden sie sich schon durch Schiött's Blicke gerächt haben können — wenn sie nicht Beide Prügel bekommen hätten. Es gehört ein gewisser Grad von Civilisation dazu, wenn ein Publikum sich der Ironie unterwerfen soll; dort, wo man Manneskraft genug besitzt, um zu fragen: „Was wollen Sie mit den Augen, welche Sie machen, sagen?" ist sie von keinem Nutzen. — Otto fühlte, daß er sich

nicht in dem Welttheile befand, in welchem er zu Hause gehörte.

Ganz nahe bei ihm saß vielleicht eine Dame, deren Unterhaltung ihn hätte erfreuen und bereichern können; denn, wohin man auch in der Welt kommt, in großen wie in kleinen Städten giebt es unter den Frauen Eine oder die Andere, welche Kummer gehabt hat, welche im stillen Leben mit ihrem Kummer zur Erkenntniß der Welt und ihrer selbst gelangt ist, und deren Herz mitten unter der sie umgebenden Kleinlichkeit groß geworden ist. Sie sitzen aber wie Felsen, welcher nicht dem ersten besten Stabe, welcher sie berührt, Quellwasser geben. Oder es saß dort ein oder das andere ganz junge Mädchen mit tiefer Sehnsucht nach dem Besten im Leben, mit großen und glänzenden Idealen in der Seele, eine von jenen frischen Naturen, aus denen Alles werden kann und aus denen so häufig Nichts wird. Sie bedurfte vielleicht nur einiger glücklicher Worte einer männlichen Natur, um sie in sich aufzunehmen, sich an dieselben anzuklammern und an ihnen, wie die Vanille an einem Seitenzweige, aufzuwachsen. In seinem neunzehnten, zwanzigsten Jahre hat man dieses Wort aber nicht, und wenn man mit dem Worte zurückkehrt, ist sie vielleicht verwelkt.

Vielleicht saßen dort solche Frauen, nur waren es natürlich nicht die, an welche Otto sich wandte. Oder

er traf es vielleicht glücklich, und sie durften nicht sprechen, — denn er hatte wieder gegen eine Regel gefehlt. In den Pausen zwischen den Tänzen gingen nämlich die jungen Herren hinaus zum Conditor, und es war nicht ehrbar genug, wenn ein Einzelner zurückblieb, um sich mit den Damen zu unterhalten. Jedes Mal, wenn Otto sich bemühte, ein Gespräch anzuknüpfen, erhielt er lauter einsylbige Antworten. Verdrießlich ging er nach einem Kreise ältlicher Damen, in dessen Nähe seine Mutter und seine Tante saßen. Hier machte man bereitwillig Platz, und hier war einem Gespräche Nichts im Wege. Er erhielt einen Platz zwischen einer jungen Dame von dreißig Jahren und ihrer Mutter, und nach und nach kam die Rede auf die Anwesenden. Unter dem Schutze der wieder beginnenden Musik und des Tanzes wurde die Sprache immer kühner, und es wurde auf immer mehr und mehr Skandale angespielt. Die Tanzenden tanzten Spießruthen. Und wenn es auch ein junges Mädchen von siebzehn Jahren war, so blieb sie nicht verschont, man hatte bei ihr wenigstens die Anlage zu einem Skandal entdeckt. Die junge Dame von dreißig Jahren und ihre Mutter entfernten sich, ein paar andere Damen nahmen ihren Platz ein, im Gespräch fand aber keine weitere Veränderung statt, als daß die beiden Fortgegangenen „ihren guten Ruf zurückgelassen“ hat-

ten. Die Musik drängte sich ein in die Stimmen der Redenden und mischte bald eine erotische, Verlangen erregende Melodie, bald einen schreienden, falschen Ton ein, als wollte sie in einem Augenblicke für die Unschuld der Stadt protestiren, und in einem anderen mit zähneknirschendem Vergnügen ihren dämonischen Beifall äußern.

Eine kurze Weile hatte es Otto unterhalten, daß die feindliche Schaar auf solche Weise Spießruthen laufen mußte; bald wurde es ihm indeß äußerst unangenehm. Denn wenn Diejenigen, welche liebevoll von den Menschen sprechen, bei den Zuhörern, gleich wie ein Heerd, auf welchem ein freundliches Feuer brennt, die Empfindung von etwas Festem, Sicherem und Angenehmem hervorrufen, so hat dagegen das Wort der Verläumdung Aehnlichkeit mit schreienden Vögeln, deren Nester zerstört sind, mit herrenlosen Hunden, welche die Vorübergehenden anfallen, und ist man erst eine Zeitlang in diesem Lärm gewesen, so scheint es einem zuletzt, als ob Alle, die Redenden sowohl als die Verläumdeten, in einander flössen, als ob die ganze Welt Umziehetag hielte und keine Häuser hätte, in welche sie einziehen sollte.

Insbesondere waren es Skandale erotischer Natur, welche besprochen, oder, richtiger gesagt, mit einer schadenfrohen Ehrbarkeit, die mitunter ihre Rolle ver-

gaß, angedeutet wurden, und es hätte scheinen können, als müßten diese für einen jungen Studenten nicht besonders unangenehm sein. Wenn Otto aber auch selbst Begehren trug, so verlangte er doch, daß der Gegenstand über die Begierde erhaben sein sollte, und wenn er auch keine Ehrfurcht hegte, wurde in seinem Innern doch Etwas verletzt, wenn man den poetischen Duft der Unschuld aus dem Leben strich. Es war ihm zuwider, das Unschöne zu hören, und zugleich schlich sich bei dem, was er hörte, das Gefühl bei ihm ein, daß, wenn man in der menschlichen Gesellschaft der Verläumdung seinen Tribut bezahle, man getrost weiter tanzen könne.

Zu anderen Zeiten war er in Gesellschaft der Honoratioren der Stadt: dem Bürgermeister, Propst, Rector, Zollinspector. Wenn er sich dann gern hervorthun und sie wo möglich übertreffen wollte, so verlangte doch eine andere Seite seiner Natur, etwas Außergewöhnliches, Belehrendes, Tüchtiges anzutreffen. Aber selbst mit begabten Männern, welche von Kopenhagen nach den Provinzstädten kommen, geht im Allgemeinen eine sonderbare Veränderung vor. Ihr geistiges Capital hört auf, Zinsen zu tragen, und sie zehren jährlich von demselben. Sie können sich nur dort, wo es ausgemacht zu sein scheint, daß die Gedanken wachsen, damit befassen, neue Gedanken hervorzubrin=

gen; alle ihre Anschauungen sind wie eine Flasche Wein, welche entkorkt ist: Kenner mögen vielleicht den guten Boden, auf welchem der Wein gewachsen, entdecken, das Bouquet ist aber fort. Um sich dessenungeachtet wohl zwischen diesen Menschen zu befinden, muß man die Sanftmuth besitzen, welche durch Erfahrung hervorgerufen wird, oder eine Pietät, für welche selten ein anderer Grund vorhanden ist, als der, daß sie in dem Orte wohnen, wo man geboren wurde. Otto sehnte sich bisweilen darnach, diese Pietät fühlen zu können, er schnappte nach der Luft seines Geburtsortes, war aber durch mehr als Zeit und Raum von ihr getrennt. Einen Mann konnte er nicht ausstehen, nämlich den Oberlehrer an der Schule, einen Mann von einigen dreißig Jahren, welcher für sehr religiös, sehr still und sehr fleißig in seinem Berufe gehalten wurde. Seine tiefen blauen Augen hatten einmal forschend auf Otto geruht, es war, als ob er dessen Unruhe ganz durchschaue, und Otto wollte oder konnte sich keinen klaren Begriff davon machen, ob der heimliche Widerwille, welchen er gegen den Mann gefaßt hatte, daher rühre, daß Hochmuth in diesem Blicke gelegen hatte, oder daß er sich klein unter demselben gefühlt hatte. Auf diese Weise suchen wir im Leben; wir verlangen das Beste und trachten nach dem Angenehmsten.

Jedes Mal wenn Otto „aus der Stadt“ nach Hause kam, ging er unwillkürlich in den großen Hof, in welchem sein Schwager herrschte, und er sollte in das kleine Seitenhaus hineingehen. Dieses kam ihm wie eine Abnahmewohnung vor, von wo er aber immer zu seinem Freunde und Beschützer, zu dessen Tische, Anekdoten und Witzen abgeholt wurde. Otto konnte aus allem Gewäsche keinen Tropfen Spiritus herausziehen und mußte sich damit begnügen, sich zu ärgern und nach und nach seinen Schwager in dem Glauben, daß er von seinem Neffen geliebt werde, unsicher zu machen.

Eines Sonntags mußte er mit der übrigen Familie zur Kirche. Er hatte an einigen Abenden vorher mit dem Propst Karte gespielt und mit ihm an einer Abendmahlzeit Theil genommen, bei welcher mehr Fleisch als Geist war. Hatte dieses nun auf ihn eingewirkt, oder redete der geistliche Hirt wirklich schlecht, sei dahin gestellt, Otto hatte aber wenig Erbauung an seiner Rede gefunden, in welcher zu wiederholten Malen Ausfälle gegen die Rationalisten und salbungsreiche Versicherungen von der Seligkeit der Rechtgläubigen in Abraham's Schooße vorkamen.

Beim Mittagstische lobte die Familie einstimmig die schöne Rede, und endlich begann die innere Ironie

Otto's ihn zu reizen. Er fragte: „Was sagte denn eigentlich der ehrwürdige Mann?“

„Hier nennen wir ihn sonst Hochehrwürdig,“ sagte der Schwager.

„Nun, was sagte denn der Hochehrwürdige Mann?“

„Hier sagen wir: Seine Hochehrwürden.“

„Um Vergebung, was sagte denn Seine Hochehrwürden?“

„Das sagen wir hier auch nicht.“

„Nun, was sagte denn der geistliche Mann, welcher heute auf der Kanzel stand?“

„Er sagte das, woraus wir Alle Nutzen ziehen können.“

„Und zum Beispiel?“

„Zum Beispiel? Laß mich sehen! ... Ja! er sagte: Die Vernunft ist ein Irrlicht und führt in... führt hinaus ...“

„... und führt hinaus in den Morast des Irrglaubens“ fügte Madame Kroyer aushelfend hinzu.

„Ja, die Vernunft ist ein Irrlicht und führt hinaus in den Morast des Irrglaubens; so war es! Das waren doch schöne Worte!“

„Man fühlt sich so sicher bei solchen Worten,“ sagte Otto.

„Das thut man,“ erwiderte der Schwager, ohne

den Spott zu verstehen; er hatte aber Unrath gemerkt, und setzte hinzu: „Weßhalb fragst Du aber? Du warst ja selbst mit dort und solltest so Etwas besser verstehen und erklären als wir.“

„Ich glaube nicht, daß es zum Verstehen eingerichtet war.“

„Warum nicht, wenn ich fragen darf?“

„Weil man, wenn man es verstände, ja in den Morast des Irrthums gerathen würde.“

„Ach was, Faxen! Studentenkniffe! Ich verstand doch so viel, daß, wenn ich fest am Glauben halte, ich Mutter nicht bei unserm Herrgott vermissen werde!“ sagte der Schwager, indem er seine Frau liebevoll ansah und zugleich den Mund ziemlich vollnahm.

Jetzt brach es bei Otto los. Es war, als ob Schiött's Geist ganz und gar in ihn führe, und er platzte heraus: „Ja, er sagte, daß, wenn wir blos glauben wollten, was er sage, so würden wir hier auf Erden, wie Kapaune, mit Frühstück, zweitem Frühstück, Mittag-, Vesper- und Abendbrot gemästet werden.“

Der Schwager machte einen solchen Satz auf seinem Stuhle, daß sein wohlbesetzter Teller ihm in den Schooß sprang; sein Zorn war aber so plötzlich und so stark, daß er kein Wort hervorbringen konnte, besonders da er in dem Augenblicke den Mund voll Speise hatte.

Madame Kroyer war aufgestanden, Wilhelm sah Otto erschrocken an, die Schwester war aufgesprungen und hatte angefangen, ihren Mann mit einer Serviette abzutrocknen. Der Mann bemühte sich, seinen Mund leer zu essen, Alles deutete auf ein fürchterliches Unwetter, als es im kritischen Augenblicke rasch an die Thür klopfte und ein Gutsbesitzer aus der Umgegend eintrat.

„Entschuldigen Sie, wenn ich Sie an einem Sonntage und bei Ihrem Mittagessen störe,“ sagte er; „es ist eine doppelte Feierverletzung, aber. . . .“

„Es muß Sie allerdings wundern, mich in dieser Positur zu sehen, Herr Justizrath,“ sagte der Schwager mit einem plötzlich sanft gewordenen Aussehen und einen Blick nach unten auf seine Beinkleider; „das leide ich aber um Gottes willen.“

„So giebt er Ihnen gewiß genug zu einem Paar neuen,“ sagte der Justizrath in einem so trockenen Tone, daß es unmöglich war, zu entdecken, ob Scherz oder Ernst hinter seinen Worten lag.

„Das thut er gewiß! Mit Gottes Hülfe! Ha, ha, das thut er gewiß!“ sagte der Schwager.

Der Justizrath richtete sein Gewerbe aus, und als er von dem Kaufmanne die zufriedenstellendste Antwort erhalten hatte und sich anschickte fortzugehen, wendete er sich zu Otto mit den Worten: „Nun,

Herr Student, Sie versprachen uns neulich einen Besuch — kommen Sie nun bald? Wenn Sie kommen, so sollte es nun sein, denn wir haben Fremde.“

Otto antwortete: „Es hält so schwer, sich von den Herrlichkeiten dieser Stadt loszureißen, daß Sie mich sogleich mit sich nehmen müßten, wenn etwas daraus werden soll.“

„Das kann ich wirklich nicht, so gern ich auch wollte. Sie sollten nur sehn, wie der Wagen beladen ist; es ist nicht einmal so viel Platz da, daß man eine Theerkanne unter demselben anhängen kann. Ich will Ihnen indeß Etwas sagen. Morgen kommen Arbeitswagen von mir in die Stadt. Ich kann dann zugleich ein Reitpferd mit herein schicken; dann können Sie Ihr Zeug mit dem Wagen abgehen lassen und selbst hinausreiten — Wie?... Das war Recht; denken Sie aber daran, daß um vier Uhr bei uns gegessen wird! Kommen Sie nicht zu spät! Leben Sie wohl, liebe Madame, leben Sie wohl, Herr Kapitain! Leben Sie wohl, Madame Kroyer!“

Als der Justizrath fort war, hatte sich die Hitze der früheren Scene gelegt, war aber nicht vergessen. Der innerliche Unwille war statt acut, jetzt chronisch geworden. Otto ging auf sein Zimmer und kramte in seinem Zeuge. Er hatte eine stille Angst vor dem Augenblicke, da die Mutter nach Hause kommen würde;

aber mit einer Mischung von Trost und Wehmuth bemerkte er, daß sie ruhig seine Wäsche holte und ohne eine Spur von Zorn die wenigen Fragen und Antworten, welche diese Beschäftigung erforderte, mit ihm wechselte. Sie war nicht sanft und nicht böse; es sah aus, als sei sie in der kurzen Zwischenzeit zu einem Resultat gekommen, habe sich in sich selbst verschlossen und ließe ihn draußen stehen. Er wunderte sich über diese Sicherheit und fühlte sich verstimmt.

„Bist Du böse, liebe Mutter?“ fragte er.

„Böse? nein, ich bin betrübt.“

„Es ist doch wenig Grund vorhanden, betrübt zu sein! — Was sagte Dein Schwager, als ich gegangen war?“

„Er sagte, Du gönntest ihm nicht den Bissen, welchen er in den Mund stecke.“

Otto lächelte.

Der Unwille ward sichtbar im Gesichte der Mutter und sie sagte: „Ich bin eine einfache Frau, und vielleicht nicht klug genug für Dich. Du bist meiner Zucht entwachsen. Nimm Dich aber in Acht, die Welt wird Dich züchtigen. Es fällt kein Sperling zur Erde ohne den Willen des Herrn, das ist mein Trost, sonst würde ich vor Angst in die Grube sinken.“

„Das sind harte und derbe Worte um einer Kleinigkeit willen, Mutter!“

„Ja, ja! ich sehe mehr, als Du vielleicht glaubst.“

„Was siehst Du denn, Mutter? Ich bin mir keiner anderen Schuld bewußt, als daß ich Deinen Schwager nicht ausstehen kann.“

„Nun, nun, ich weiß wohl, was ich weiß.“ —

Ein solches Gespräch führt zu keiner Uebereinkunft. — Am nächsten Morgen früh, als das Reitpferd vor der Thür stand, ging Otto hinein und nahm Abschied von dem Schwager und der Schwester. Ohne eine Spur von Zorn bot der Schwager ihm die Hand und wünschte ihm ein Lebewohl; es war indeß kein Druck und keine Wärme in der Hand und kein Klang im Worte. Otto bewunderte fast dieses Benehmen, welches einem Diplomaten Ehre gemacht haben würde. Die Schwester sagte ihm mit weinerlicher Stimme Lebewohl und hielt die Schürze vor die Augen; es war aber gewiß, daß die Schürze nicht naß wurde. Sie begleiteten ihn beide hinaus.

„Lebe wohl, Wilhelm,“ sagte Otto liebevoll, und beugte sich nieder zu seinem Bruder, gab ihm aber keinen Kuß, weil die Gegend um den Mund herum in dem Augenblicke nicht ganz rein war.

„Lebe wohl, Otto,“ sagte der Bruder mit allen

Gedanken auf den Zaum des Pferdes gerichtet, welchen er zu fassen sich bemühte.

„Lebe wohl, Mutter," sagte Otto.

„Lebe wohl, mein Sohn, der Herr sei mit Dir!" antwortete Madame Kroyer.

Er blieb einen Augenblick stehen, ehe er den Fuß in den Steigbügel setzte und drehte sich um. Der Schwager stand mit den Händen in den Taschen und mit einem undurchdringlich ruhigen Gesichte oben auf der Treppe; die Schwester trocknete auf's Neue das eine ihrer thränenleeren Augen; die Mutter zog Wilhelm vom Pferde fort, während ihre Augen auf ihrem ältesten Sohne ruheten. Er fühlte sich angezogen und abgestoßen; er würde gern Etwas gesagt haben, die Sprache hatte aber keine Worte, welche gemeinschaftlich für sie gewesen wären. Von Seiten der Mutter fehlte die Persönlichkeit, welche ihn an das stille Leben knüpfen konnte, ihm an der Seite ihres Daseins einen Zweck setzen, eine wahre Lebenspoesie über die Verhältnisse, welche ihn jetzt abstießen, ergießen konnte. Ein solcher bitter-travestirender Gedanke schwebte Otto vor, als er sich in den Sattel schwang, noch einmal grüßte und davon ritt.

Eine Viertelstunde später war er außerhalb der Stadt auf einer Anhöhe; er hielt sein Pferd an und drehte sich um. Die Sonne schien freundlich auf die

rothen Dächer und grünen Gärten der Stadt; der Strand war blau, etwas weiter hinaus sah man ein Boot, dessen Ruder im Sonnenlichte glänzten. Alles hatte ein stilles, friedliches und glückliches Aussehen.

In diesem Augenblicke schien es Otto, als habe der einfache, ernste Abschiedsgruß seiner Mutter Etwas an sich gehabt, welches an eine römische Matrone erinnerte; ihre Schwester schien ihm eine seltene kleine Frau zu sein und der Schwager dünkte ihm ein geschickter, unschädlicher und in vielen Beziehungen achtungswerther Maun zu sein. Den Bruder hätte er — so kam es ihm vor — in diesem Augenblicke küssen können, wie schmutzig er auch gewesen wäre. Er wußte nicht, wie es zusammenhing, daß er in diesem Augenblicke von Allen insgesammt ordentlich Etwas hielt; er wußte nicht, daß er in diesem Augenblicke mit der Phantasie, statt mit dem Herzen liebte.

Drittes Kapitel.

Von einem Hügel aus konnte Otto das Gehöft übersehen. Es war ein langes, weißes Gebäude mit schwarzem Dache und kleinen Thurmspitzen. Die Umgebungen desselben, die langen, regelmäßigen Scheunen und Stallgebäude, der Park und der Garten spiegelten sich in einem großen See.

Vor dem Stalle traf Otto den Verwalter, welcher ihm sagte, daß die Herrschaft mit der Dame spazieren gefahren sei. Otto dachte nichts weiter bei dem Worte „Dame,“ welches hier auf eine so eigene Weise gebraucht wurde, sondern nahm an, daß der Verwalter meine, daß er mit ihr bekannt sei. Der Stallknecht hatte das Pferd entgegengenommen, trocknete es sorgfältig ab und äußerte, daß es gut sei, daß dasselbe auf dem Ritt ein wenig geschont worden, denn die Dame könne

vielleicht Lust bekommen, es am Nachmittage zu reiten. — „Hast Du einen neuen Steigbügel zu dem Damensattel erhalten?“ fragte der Verwalter. — „Ja, gewiß!“ antwortete der Stallknecht. Der Ton, in welchem diese wenigen Worte gewechselt wurden, zeugte von einer so ungewöhnlichen Dienstfertigkeit und Sorgfalt, daß Otto die Dame für eine vornehme Person hielt.

Der Verwalter begleitete Otto nach dem Gehöft und klingelte dem Diener. — „Ist für den fremden Herrn ein Zimmer in Stand gesetzt, Niels?“ rief der Verwalter, als der Diener in einer Ecke des Hauses zum Vorschein kam. — „Ja, gleich,“ antwortete Niels und wollte wieder fort. — „Hast Du denn so viel zu thun, Niels?“ fragte der Verwalter. Da zeigte es sich, daß Niels am Morgen „die Dame“ hatte sagen hören, daß sich ein großer Strauß Blumen gut in der Vase auf dem Ofen ausnehmen würde, und er war nun beschäftigt, einen solchen mit Hülfe der Meiereipächterin herbeizuschaffen, ehe „die Dame“ zurückkam.

Otto ließ unwillkürlich die Dame einige Stufen in der Rangordnung steigen und nahm an, daß sie eine Gräfin, vielleicht gar eine Prinzessin sei. Er empfand nicht so viel Neugierde, als Aengstlichkeit, mit einer so vornehmen Person zusammentreffen zu sollen.

Der Verwalter hatte Vieles zu thun und bot Otto an, in Ermangelung seiner Gesellschaft ein Boot zu nehmen und in demselben nach der anderen Seite des Sees, nach dem Priester, zu segeln oder zu rudern. Der Wind war günstig, das Segel hing und flatterte vor dem Winde, die Halse war bald angezogen und Otto glitt vor einer leichten Briese hin über den blauen See. Bei der Betrachtung der frischen Sommerlandschaft, der Holzungen um den großen Herrnhof, der sich bis zum Wasser hinunter erstreckenden goldenen Roggen- und Gerstenfelder, des Dorfes, wo man sehen konnte, wie die Leute Heu einfuhren, während die Schmiede Funken aus dem schwarzen Schornsteine steigen ließ — sagte er bei sich selbst: Wie ist es hier doch schön und frei! Wäre hier nur statt einer adeligen, vermuthlich ältlichen Frau eine wirkliche Dame, oder wären hier nur gar keine Fremde! Warum soll doch immer eine Schlange im Paradiese sein!

Nach Verlauf von ein paar Minuten war er drüben im Priesterhofe, wo er, obgleich er dort nicht bekannt war, gastfrei und freundlich aufgenommen wurde. Der Priester führte ihn sogleich mit Stolz hinaus, um ihm sein Roggenfeld zu zeigen, auf welchem der Roggen durch eine gute Behandlung und mit der Hülfe Gottes früher reif geworden war, als auf irgend einem anderen Felde des Dorfes — des

Hofes ganz zu geschweigen, fügte er hinzu. Er zeigte auch seinen Hopfengarten und seinen Schweinstall, theils um einen gerechten Stolz zu fühlen, theils um dem Gaste die Zeit zu vertreiben, welche noch bis dahin, daß der Frühstückstisch gedeckt worden, hingehen möchte.

„Und was sagen Sie denn zu dem Gaste drüben?" fragte der Priester plötzlich, als er den Schweinstall zumachte.

„Ich kenne sie nicht," erwiderte Otto.

„Kennen Sie dieselbe nicht? Kennen Sie sie nicht? Sind Sie denn nicht aus Kopenhagen?"

„Wollten Sie nun nicht hereinkommen und ein wenig frühstücken?" sagte die Frau, welche ihnen plötzlich aus dem Garten entgegenkam.

„Wer ist sie denn?" fragte Otto, nachdem er die Einladung mit Dank angenommen hatte. „Auf dem Hofe sagen Alle „die Dame" — ist es denn eine Prinzessin?"

„Ja, eine Theaterprinzessin! denn Sie sprechen von dem Gaste drüben, wie ich mir denken kann!" sagte die Frau des Priesters. Der Priester machte eine unzufriedene Miene und schwieg.

„Eine Schauspielerin?" rief Otto. „Und welche denn?"

Man nannte ein bekanntes Talent.

„O!" rief Otto. „Ist sie hier?"

Und der Ton, in welchem er dieses sagte, verrieth so ehrlich seine Bewunderung, Ueberraschung, Freude und Beklommenheit, daß die Freundlichkeit im Gesichte der Priesterfrau in demselben Augenblicke um mehrere Grade kälter wurde.

Das Frühstück wurde in der Stimmung verzehrt, in welcher es angerichtet worden war. Alle Drei dachten an denselben Gegenstand, durften sich aber nicht aussprechen, und am meisten Zwang mußte die Frau des Priesters sich auferlegen. Sie war hoch und schmächtig, ihr Eheherr war ein stattlicher, rothwangiger Mann, in dessen Augen sich Scherz und Lebensfreude mühsam verbargen.

Als der Priester Otto nach dem Boote begleitete und Abschied von ihm nahm, sagte er: „Uebermorgen komme ich hinüber“ — und wäre Otto nicht ein so schlechter Beobachter gewesen, so hätte er merken können, daß der Priester eben so sehr sich selbst als seinen Gast mit dieser Aussicht tröstete und erfreute.

Als Otto zurücksegelte, war er von derselben erotischen Epidemie ergriffen, welche das ganze männliche Personal auf und um den Hof befallen zu haben schien, und sein Herz klopfte aus Angst vor dem ersten Zusammentreffen mit dieser Frau, welche ohne Zweifel mit Hülfe ihres eigenthümlichen, dreisten, coquetten, liebenswürdigen Wesens Alle mit Sturm einnahm

und — Gott weiß was war. Während diese Ergebenheit aber bei dem Stallknecht und dem Diener, so wie auch bei dem Verwalter die tiefste Ehrerbietigkeit, eine Art Sonnenverehrung war, und bei dem Priester eine mit der vollständigsten Hoffnungslosigkeit gemischte Bewunderung, war ihm keine solche Schranke gesetzt, sein Herz schlug mit einer gewissen Kühnheit dem Weibe, welches Schauspielerin geworden war, gegenüber, mit Scheu dem Ruhme und der Weltdame gegenüber, — doch der Gedanke fiel ihm nicht einmal ein. Was denkt und reflektirt man wohl in seinem Alter, wenn man von unsicheren Gefühlen und Stimmungen durchströmt und durchbebt ist!

Endlich hörte er den Wagen durch den Hof und vor die breite Haupttreppe rollen.

Die Erste, welche zur Thür des Wohnzimmers hereinkam, war eine ältliche, sehr geputzte, wohlbeleibte Frau; ihr folgte eine stille, bleiche, einfach-schön gekleidete jüngere Dame, welche zu betrachten er sich nicht die Zeit ließ, dann die Frau und der Justizrath, und einen Augenblick später der Sohn des Justizraths, der junge Herr Paulsen, welcher bei dem Schmause für Sem zugegen gewesen war. Während Otto grüßte, that er einen Seitenblick nach der Thür in Erwartung der Schauspielerin, und wie groß war daher seine Ueberraschung, als er vorgestellt wurde und hörte, daß

er schon mit ihr zusammen sei; sie war die stille, bleiche Dame, welche ihm so unbedeutend erschienen war. Ihr Gruß war so vollkommen richtig nach dem Gebrauche des Landes, eine so genau abgemessene Mischung von freundlicher Höflichkeit und kühler Zurückhaltung, daß man sie für die Tochter eines Justizraths, für eine Gouvernante ... für Alles, nur nicht für das, was sie war, hätte halten können. Ohne daß Otto es bemerkte, hatte sie eine Secunde vor der Präsentation einen kurzen, flüchtigen Blick auf ihn geworfen, welcher mit eigener Kunst sich aus den niedergeschlagenen Augen durch die dunkeln Augenwimpern zu schleichen schien. So nähert man sich einem festen Schlosse und glaubt es unbewacht, bemerkt aber nicht, daß eine Degenspitze oder ein Helm einen Augenblick in einem flüchtigen Sonnenstrahle hinter einer Schießscharte erglänzte; die anrückende Macht ist gezählt, beurtheilt, Rapport abgestattet u. s. w., während sie noch überlegt, ob es werth ist, dieses wehrlose Schloß zu besetzen.

Vielleicht waren es gerade die herabgestimmten Erwartungen, mit welchen Otto sich bei'm Mittagstische einfand, welche ihm eine neue Ueberraschung bereiteten. Er mußte, als er sie ohne Hut und Shawl sah, unwillkürlich an jene Veteranen denken, welche den Lederbezug von ihren silbernen Schildern nahmen.

Um den rechten Eindruck von ihrer Persönlichkeit zu erhalten, mußte man sie so sehen, wie sie es gewohnt war, vom Publicum gesehen zu werden, wie sie sich, so zu sagen, unter dem Blicke der Zuschauer entwickelt hatte. Es war hier die Kunst, welche die Natur durchdrungen hatte; es waren die vollendeten Formen des Kopfes und des Halses, welche bei jeder Bewegung auf die ungezwungenste Weise neue Reize hervorbrachten; es war die Frisur des Haares, die Stellung des Ohres, die weichen Züge der Wangen — ein unbeschreiblicher Einklang von Einfachheit, Formschönheit und Eleganz. Ihr Gesicht war vielleicht nicht eigentlich schön und auch nicht ausdrucksvoll, wenigstens so lange sie schwieg; dieser Mangel an Charakter hatte vielleicht seinen Grund in einer Müdigkeit oder Mattheit, welche unverkennbar auf ihren Zügen und ihrer Gesichtsfarbe ruhte und es schwer machte, ihr Alter zu beurtheilen, obgleich sie kaum älter als fünfundzwanzig Jahre war. Dagegen war über ihr Gesicht jenes Eigenthümliche und doch ziemlich Häufige verbreitet, welches weder Feinheit, Geist oder Liebreiz, sondern etwas von allem Diesem zusammen ist, und weßhalb die Dienstleute, ohne es zu wissen — blos weil sie nicht Mamsell sagen wollten — so sehr Recht hatten, sie „die Dame“ zu nennen. Dieser Charakter, — wenn man so sagen darf — war auch Dasjenige, was am meisten, wenn sie

am Tischgespräche Theil nahm, in ihrer weichen, angenehmen Stimme hervortrat. Jede Leidenschaft, jede Freude, jeder Schmerz, alle Nüancen der Lust und des Leidens einer Frau hatten unzweifelhaft dazu beigetragen, sie zu entwickeln, waren aber nicht darin zu erkennen. Man sollte, wenn man sie so hörte, nicht geglaubt haben, daß sie über Dasjenige, was eine jede Damenstimme in Gegenwart von Männern äußern darf, hinausgegangen wäre; die Sache war aber, daß es man von ihr wußte.

Otto war nicht im Stande, den doppelten Eindruck, welchen sie auf ihn machte, zu vereinigen, und versäumte es, die Frau vom Hause, welche er die Ehre hatte zu Tische zu führen, zu unterhalten. Jedes Mal, wenn sein Auge furchtsam einen Schimmer der Schönheit des Kopfes auffaßte, jedes Mal, wenn sein Blick über diese weichen, wunderbaren Züge, über dieses ruhigreizvolle Spiel des Lebens hinglitt, fühlte er eine tiefe, bewundernde Freude, eine Ehrfurcht und Glückseligkeit, welche sein Gemüth und seine Seele erquickte und einen Strom der Begeisterung durch sein Dasein fließen ließ. Im Vergleich mit der Frau vom Hause, welche doch noch eine hübsche Frau war, oder mit der Schwester der Frau, war sie gleichsam der Repräsentant eines adligen Menschengeschlechts unter Plebejern, und es schien ihm, als wenn der adelige hohe Zweck des Le-

bens in unbestimmten Zügen an ihm vorüberzöge und seine Gedanken hervortriebe und veredelte. Hätte er doch nur abwärts, weit davon sitzen oder unpersönlich zugegen sein können. Er hatte aber eine Persönlichkeit, welche geltend gemacht, hervorgehoben werden, ihr gegenüber eine Rolle spielen, in einem Verhältniß zu ihr stehen sollte, und diese fühlte sich der Dame gegenüber so ohnmächtig, so niedergedrückt, daß er mit seinen Forderungen von ihrer Seite jeden Augenblick Etwas empfand, was dem Zorne glich.

Sie waren auf ihrer Spazierfahrt bei einer kleinen Feierlichkeit, bei der Legung des Grundsteins zu einem Schulgebäude, zugegen gewesen. Um ihrerseits etwas zur Unterhaltung beizutragen, fragte sie: „Warum legt man eigentlich Münzen unter den Grundstein, Herr Justizrath?“

„Ich glaube, es ist ein alter Aberglaube,“ antwortete der Justizrath.

„Es geschieht, damit Diejenigen, welche den Stein wieder ausgraben, ein Trinkgeld finden sollen, wenn sie dürstig von der Arbeit sind,“ sagte der junge Herr Paulsen.

Ihre Augen ruhten einen Augenblick auf Otto, um auch ihn sprechen zu hören, und er sagte belehrend, mit einer Stimme, die etwas unsicher war: „Es geschieht, damit, wenn die jetzige Civilisation verschwun=

den ist, und Alles in Ruinen liegt, die neuen Völkerschaften bei zufälligen Ausgrabungen Zeichen finden sollen, an welchen sie unsere Geschichte studiren können, so wie wir z. B. die Geschichte von Tyrus an phoenicischen Münzen studiren."

„So glaubt man also, daß Alles verschwinden wird, und daß selbst die großen von Grund auf gemauerten Gebäude Kirchen und Schlösser, einmal nichts Anderes gewesen sein werden, als verhältnißmäßig nur die Lust eines Augenblickes?" fragte sie.

Im Grunde ihrer Seele lag eine Freude, daß Alles im Leben von kurzer Dauer ist, wogegen seine Gedanken, indem sie durch Jahrtausende streiften, die Größe und Unendlichkeit der Welt erfaßt hatten. Er hatte nicht Unterhaltungsgabe genug, seinen Gedanken aufzugeben und sich schmeichelnd dem ihrigen anzuschließen, obgleich er es gern wollte.

„Ja, was sind wir Alle, was ist das ganze Leben?" sagte der Justizrath.

„Ein Windstoß in's Rohr, Herr Justizrath," erwiderte sie lächelnd.

Die Frau sah ihre Kinder an und schwieg.

Otto war froh, als der Justizrath nach dem Kaffee eine Partie Billard, eine Cigarre und später eine Tour auf's Feld in Vorschlag brachte.

Als er am nächsten Morgen früh unten im Gar=

ten war, sah er sie fern von sich in den Gängen, und während er innerlich wünschte, sich ihr zu nähern, war er doch in Angst vor der Aufgabe, daß er mit ihr zusammentreffen und eine Unterhaltung führen solle. Als ob sie seine Unmannhaftigkeit ahne, manoeuvrirte sie so lange, bis er es nicht mehr vermeiden konnte, auf sie zu stoßen, was ihr ein Leichtes war, da er wie eine Mücke gegen das Licht flatterte.

„Wie heißt die Blume?“ fragte sie.

„Es ist eine Ranunkel! Wie ungewöhnlich spät sie hier blüht!“

„O, das ist eine Ranunkel!“ äußerte sie bewundernd. „Es ist sonderbar, ich habe so oft von „Ranunkeln mit rothen Wangen“ gelesen, aber nie eine wirkliche Ranunkel gesehen. Ich glaubte, es sei eine ganz kleine Blume mit Blättern so groß wie Blutstropfen.“

Es war ihm, als solle er ersticken. Von den unendlich vielen Dingen, welche sich über Ranunkeln, Blumen, Versen, Poesie und Theater sagen lassen, wollte nicht ein einziges Wort auf seiner Zunge verweilen; die Gedanken rannen durch seinen Kopf wie Wasser über ein gesperrtes Mühlenrad oder durch ein Sieb.

Er setzte seine Wanderung fort, und gleich darauf verfaßte er im tiefsten Mißmuth und in der größten

Verzagtheit ein vortreffliches Gespräch, in welchem er durch Gedichte und Oehlenschlägers Tragödien dazu gelangte, seine Bewunderung und Huldigung auszusprechen.

Sein größter Wunsch — für dessen Erfüllung er in dem Augenblicke seine Seligkeit hingegeben haben würde — war, sich ihr als Cavalier zu zeigen, ihr einen Dienst zu leisten, ihr ein Opfer zu bringen, eine Lanze für sie zu brechen, ja, wenn es sein müßte, vor ihren Augen verwundet zu werden.

Nach dem Frühstück hörte er, daß sie die Frau vom Hause fragte, wann die Post auf dem Hofe ankäme. Bis dahin waren noch zwei Tage, und die Frau vom Hause sagte: „Wenn Sie einen Brief erwarten, so können wir ja eine Staffette schicken."

„O, nein!" antwortete sie, „das würde ja viel Mühe machen, namentlich jetzt in der Erntezeit."

„Nein, das thut es gewiß nicht, ich will es meinem Manne sagen ..."

„Thun Sie das ja nicht, liebe Frau Paulsen, ich bitte Sie darum!"

Daß sie einen Wunsch hegen sollte, ohne ihn erfüllt zu sehen, schien Otto eine größere Sünde als wenn — vielleicht — ein Armer kein Brot erhielte. Er ging in den Stall, sattelte selbst ein Pferd und galoppirte nach der Stadt. Es war ein Ritt von fünf

Meilen; er war aber in einigen Stunden zurück mit ein paar Briefen und bat Niels, er möge sie der Dame hinaufbringen, aber nicht sagen, wer sie gebracht habe. Niels bestellte sein Gewerbe, indem er sagte: „Diese beiden Briefe gab mir Herr Kroyer, ich sollte aber nicht sagen, wer sie gebracht habe.“

Sie hatte ihn fortreiten sehen und begriff nun vollkommen, wie es mit ihm beschaffen war. Es war ihr lästig, daß auf solche Weise eine Heimlichkeit zwischen ihnen entstand, und er war ihr zu gleichgiltig, als daß sie einen Dienst von ihm hätte sich erweisen lassen wollen, ohne ihm dafür zu danken.

Sie trafen sich kurz vor der Tischzeit in der Wohnstube, und sie sagte geradeaus zu ihm: „Ich muß Ihnen recht sehr für die mir erwiesene Artigkeit danken.“

„O, ich traf den Postboten eben aus dem Hofe heraus,“ antwortete er. Die Lection hatte er für vorkommende Fälle gelernt; denn er fürchtete eben so sehr wie er es wünschte, daß sie wissen sollte, wer ihre Briefe geholt habe.

Etwas später Nachmittags fing eines der Kinder an, mit einem kleinen, besonders hübsch eingebundenen Buche, welches ihr gehörte, zu spielen. Die Frau befahl dem Kinde, das Buch liegen zu las-

sen. Sie aber nahm das Buch und machte dem Kinde ein Geschenk damit."

„Das ist Sünde," sagte die Mutter, „warum wollen Sie sich selbst eines so hübsch gebundenen Exemplars berauben; hier wird es ja gleich verdorben."

„Wenn ich die Wahrheit sagen soll, so muß ich gestehen, daß es keinen Werth für mich hat. Es ist eine anonyme Verehrung."

„Gerade deßhalb sollte es Werth haben, scheint es mir," sagte die Frau.

„Nein, es kommt vermuthlich von einem Herrn, und eine Artigkeit verliert ihre Bedeutung, wenn der Anstand es dem Betreffenden nicht erlaubt, daß sie bekannt wird."

Die Frau schwieg und dachte nach. Sie wußte noch nicht, daß in diesem Augenblicke ganz in ihrer Nähe Jemand tief verwundet wurde.

Er war auf das Empfindlichste getroffen, denn Nichts thut einem jungen Menschen weher als eine überlegene und leidenschaftslose weibliche Kritik. Schiött's Lehre von den Gaben des Weibes zur Kritik erwies sich hier als unrichtig, daran dachte Otto in diesem Augenblicke aber nicht. Sie hatte Recht gehabt und so richtig getroffen und ohne Schonung treffen wollen, das war die Hauptsache. In seiner Natur lag so viele unwillkürliche Achtung für Wahrheit und

Gerechtigkeit, daß er nicht böse werden konnte, sondern sich nur gedemüthigt fühlte. Für ihn, welcher im Grunde ein Alcibiades sein wollte, war es einer der härtesten Schläge. Dasselbe Gefühl, welches ihn niederdrückte, machte ihn indeß zugleich leicht und frei; er gab sie auf, wie man von dem Unmöglichen absteht. Von dem Augenblicke an, in welchem er ihren Namen gehört hatte, bis jetzt war er wie ein Kinderdrache gewesen; von ihr angezogen, an sie gefesselt, hatte sein Sinn sich erhoben und war von vielen Stimmungen hin und her geworfen worden; das scharfe Wort hatte das Band zerschnitten, er war herabgesunken und befand sich auf der Erde als ein ganz anderer Mensch.

Als ob die Welt den Platz, auf welchen er sich nur selbst stellte, gleich anerkennen wollte, fragte der Verwalter ihn, als er herunter kam, ganz freundlich, ob er nicht auf einem Heuwagen mit auf's Feld hinaus fahren wolle, welches Anerbieten er annahm und Trost darin fand, daß doch noch Wohlwollen anzutreffen war, wenn auch nicht im Zimmer, doch im Hofe. Sollte sie ihn durch's Fenster sehen, so konnte sie bemerken, daß er die Sache wie ein Philosoph, und noch dazu wie Einer aus der Schule des Diogenes nahm. Und wirklich saß er auf dem Wagen und philosophirte darüber, wie weit das gerade, derbe Volk doch eigentlich dem verfeinerten Publikum, geschweige

denn den noch raffinirteren Schauspielerinnen, vorzuziehen sei.

Draußen auf dem Felde suchte er an der Heuernte Theil zu nehmen; er stach sich gleich in den Disteln und die Mädchen spotteten darüber, daß er zu kleine Heuhaufen nahm. Der Verwalter steigerte ihre Munterkeit durch passende Worte und ein riesenhaftes Milchmädchen, welches die Arme voll Heu hatte, verbarg Otto plötzlich darin und trug ihn in ihren Armen fort, während man ihr unter schallendem Gelächter zu dem niedlichen langen Säuglinge gratulirte und anderen ländlichen Scherz trieb, welchen sie ohne zu erröthen anhörte. Als Otto Heu aus dem Munde hervorsprudelte und ein anderes Mädchen, welches herüberkam, sich über ihn erbarmte und seinen Mund mit dem Rücken ihrer Hand abtrocknete, sagte das Riesenmädchen sogar: „Mein Junges ist ein kleines Mädchen, Du kannst der Dirne gern einen Kuß geben,“ und reichte Otto zu einem Kusse hin, welcher im Grunde weicher wurde, als es diejenigen, welche ihn nicht fühlten, wußten.

„Es schmeckt ihm besser oben im Herrenhause,“ sagte das Mädchen, indem sie fortging, und das Milchmädchen lachte laut. Jetzt wurde aber der Verwalter böse, befahl ihnen barsch, auf ihre Arbeit zu passen, und Otto verließ, sobald es mit Anstand geschehen konnte,

das Feld in einer Gemüthsstimmung, welche so gemischt wie der Inhalt einer tüchtig geschüttelten Medicinflasche war.

„Es schmeckt ihm besser oben im Herrenhause,“ klang es fortwährend in seinen Ohren, und während er recht gut wußte, welche bittere Ironie das Mädchen ausgesprochen hatte, verweilte er bei dem wunderbaren reichen Inhalte, welcher in diesen Worten lag. Er dachte an Schiött's Bemerkungen über den feinen Blick, welchen man selbst bei ganz simplen Frauen antreffen kann, dachte an Schiött, sehnte sich nach der Stadt, nach Ruhe und nach den Studien. Hauptsächlich war es ihm in diesem Augenblicke darum zu thun, nicht zur Theezeit nach Hause zu kommen, damit doch wenigstens eine Nacht zwischen der Demüthigung und dem Wiedersehen liege. Am nächsten Tage konnte er ihr gegenüber ein ganz neues Leben beginnen.

In solche Gedanken versunken, setzte er seinen Weg fort, und ging quer über das Feld, durch ein Erlengebüsch, über Moorgrund, und als er in der Ferne Glockengeläut hörte, wußte er nicht, von welcher Kirche dasselbe kam. Endlich mußte er doch heimwärts, und wie zufrieden wurde er nicht, als er hörte, daß sie zum Thee nach der Priesterwohnung hinübergesegelt seien, und nachdem die Hausmamsell ihn vergebens eingeladen hatte, dort hinüber zu kommen, wurde der Tisch

für ihn allein zum Abendbrote gedeckt. Es wandelte ihn die Lust an, zu studiren, und er holte daher aus seinem Zimmer einige von den Büchern, welche Studenten gewöhnlich mit auf's Land nehmen, aber immer jungfräulich unberührt zurückbringen. Er wurde der ernsten Lectüre auch bald überdrüssig und nahm ein Buch, mit welchem die Kinder gespielt, und aus welchem sie das Titelblatt herausgerissen hatten. Es enthielt Briefe und Mittheilungen über Wilhelm von Humboldt, über seine tüchtigen Studien, über seinen fortwährenden Umgang mit ausgezeichneten Männern und Frauen, über ihn, welcher Gelehrter, Dichter und Staatsmann — „ein Staatsmann von der Größe des Perikles" — wurde, und welcher in seinem spätern Alter sagen konnte, daß er das Glück gehabt habe, in seiner Jugend nicht ein einziges Gefühl zu hegen, dessen er sich später zu schämen brauchte. Unter Anderem war im Buche der Vorfall mit Graf Schlaberndorf erzählt, welcher an einem Abende Humboldt hinausleuchtete, am Morgen früh aber noch mit ihm auf derselben Stelle stand und sich mit ihm unterhielt. Diese Tüchtigkeit, dieses Glück, dieses Streben nach Aufklärung und die reichen Früchte dieses Strebens in jeder Richtung ergriffen Otto mit sehnsuchterregender Gewalt; mit dem Buche in der Hand entwarf er Pläne zu ernsten Studien — in diesem Augenblicke

war das Buch sein begeisternder Umgang, durch dessen Beistand befand er sich in einem edlen Menschenkreise und er nahm wieder ein ernstes Buch zur Hand.

So hatte er ungefähr eine Stunde lang gesessen, als er schnelle Tritte auf der Treppe hörte, und einen Augenblick später trat der junge Paulsen herein.

„So ist es also doch wahr! Du sitzest allein und brütest! Und Du liesest ... was ist dies für ein Buch? ... Völkerrecht. ... Nun, habe ich je so etwas Tolles gesehen. ... Bist Du vielleicht mit Jemandem in Conflict gerathen? ... Aha, vielleicht mit „der Dame." Willst Du vielleicht lernen, sie nach den Grundsätzen des Völkerrechtes zu behandeln, weil sie Dich nicht nach dem Naturrecht behandelt! ... Da haben wir meiner Treu einen Witz! ... Ich war freilich auch einen Tag in sie verliebt, ich ließ aber den Vogel fliegen, hier ist so viel anderes Wild."

„So?" sagte Otto ziemlich gleichgültig.

„Du solltest mein kleines Müllermädchen sehen," fuhr er fort.

„Ein Müllermädchen?" fragte Otto.

„Ja, die Tochter des Müllers. Gehe morgen nach der Veilaa-Mühle, sie liegt kaum eine halbe Meile von hier, bitte um ein Glas Milch und siehe sie Dir an, ich bin durchaus nicht eifersüchtig. Am nächsten Dienstag ist Jahrmarkt in der Stadt, die

Mühle steht, alle Leute gehen zu Markte und nur sie allein bleibt zu Hause. Am Dienstag. Um drei Tage! O, die Braut Liesbeth des Montanus hatte Recht, als sie ihren Vater fragte, wie lange es bis Morgen sei? Und da sitzt er und studirt das Völkerrecht!! ... Was wollte ich denn aber eigentlich sagen? Ja, ich kam eigentlich, um Dir eine mathematisch=antiquarisch=historische Vorlesung zu halten. Du erinnerst Dich ohne Zweifel, daß es in der Mathematik Grundsätze und Lehrsätze giebt. Grundsätze sind solche, welche keines Beweises bedürfen. Es ist ein Grundsatz, daß man sich auf dem Lande keinen Zwang anthut und sich so gut belustigt, als man kann. Deßhalb gehe ich auch, wie Du wohl gesehen haben wirst, meinen eigenen Weg .... und meine Stiefmutter sieht mich auch am liebsten, wenn ich nicht da bin. Du kannst aber besonders Gewinn davon haben, Etwas zu lernen, es sind Lehrsätze. ... Was war es denn eigentlich, warte einen Augenblick. ... Um Dich auf den rechten Standpunkt setzen zu können, mußt Du wissen, daß ich heute Nachmittag einige Flaschen Burgunder im Keller meines Vaters entdeckte. Der Verwalter trank mit mir; wir wollten Dich mit haben; Du warst aber, wie die Wege der Vorsehung, nicht zu erforschen. Du solltest ihn nur gesehen haben; erst war er still, dann seufzte er, dann wurde er munter, darauf stand er auf und

brachte die Gesundheit „der Dame" aus, dann hielt er eine Rede und fuhr fort, sieben, acht Mal ihre Gesundheit auszubringen, dann wollte er mich schlagen und darauf schlief er ein. ... Es war eigentlich etwas von Antiquitäten, worüber ich Dir einen Vortrag halten wollte, als ich zu Dir heraufrief. ... Gieb mir das andere Sophakissen, Du brauchst es doch nicht. ... Nun sieh, dieser Hof war in alten Zeiten eine Burg, eine ächte Ritterburg mit allen möglichen Herrlichkeiten. ... Sie hatte unter Anderem jus primae. ... Nimm den Hut ab! Juristisch haben wir dieses Recht verloren; es ist eine durch die Ungunst der Zeiten uns entrissene Pertinenz. Moralisch existirt es indeß, weil das Recht doch immer eine Macht ist. Es giebt unverlierbare Rechte; es giebt eine Macht, eine moralische Macht im Leben. Ohne die moralische Macht würde es nicht werth sein, eine Stunde zu leben. Es ist den Geschlechtern eingeimpft, daß wie ihre Mütter die Vorväter der Gutsbesitzer liebten, so sollen auch sie den Sohn des Gutsbesitzers lieben. Sie sind moralisch incorporirt! Und ein Abglanz unserer Herrlichkeit fällt immer auf unsere Gäste, denn gastfrei sind wir! Auf diesem ganzen großen Revier kann man in jedem Herbste Schnepfen, Hühner, Enten schießen, das nächste Jahr bringt neue wieder —

„Und so pflückt er neue wieder"

sang Paulsen mit einer plötzlichen musikalisch-erotischen Reminiscenz aus „Don Juan.“

Die wenigen Takte hatten mehr Gewalt über das Gemüth Otto's als die ganze Rede Paulsen's, obgleich auch diese nicht ohne Wirkung war.

„Ein Müllermädchen!“ sagte er, als Paulsen gegangen war. Er dachte in seiner Einbildungskraft an die Müllerin in Goethe's Gedicht: „Edelknabe und Müllerin,“ an sie, welche ihm ein Rendezvous gab, bei welchem er von der Mutter, von den Vettern, Tanten, vom Bruder und Onkel geprügelt und halbnackt in den Schnee hinaus gejagt wurde. Später kam sie aber, als Zigeunermädchen verkleidet, wieder, entschuldigt es und sagt endlich:

„Liebst Du mich noch so hoch und sehr,
Wie Du mir sonst geschworen,
So ist uns beiden auch nichts mehr
Verloren.
Nimm hin das vielgeliebte Weib,
Den jungen, unberührten Leib,
Es ist nun Alles Dein eigen!“

Es war vergebens, daß Paulsen ihm Anweisung auf das ganze Revier gegeben hatte, ihn lockte nun nichts mehr, als das Müllermädchen in Veilaa-Mühle. Seine Vorstellung von etwas Romantischem war so stark, daß er sich weder eine wirkliche dänische Wasser-

mühle dachte, noch seiner eigenen Stimmung sich bewußt zu werden suchte. Er zitterte vor Sehnsucht und fühlte ein besonderes Mitleiden mit dem hübschen Mädchen, welches im Begriffe stand — sich Paulsen hinzugeben.

Der nächste Tag war ein Sonntag und man ging zur Kirche. Otto kam gerade nicht wohlvorbereitet in das Haus des Herrn, und wenn auch nicht der Gedanke an das Müllermädchen ihm bestimmt vorschwebte, so war er doch wunderlich gestimmt, dadurch, daß er Sie, „die Dame," in der Kirche sah. So zurückhaltend und streng sie auch gegen ihn gewesen war, so konnte er doch bei ihrem Anblicke nicht die Idee zurückdrängen, daß sie eine Verwandtin der griechischen Götter und gezwungen sei, ihre wahre Natur zu verhüllen, daß sie aber in jeglichem Augenblicke, welchen sie für günstig halte, den Schleier bei Seite schlagen könne, und daß dann Jeder, wäre es auch der brüllende Küster, ergriffen werden und einen Opfergesang anstimmen würde.

Er blieb indeß ernsthaft, ohne Andacht zwar, aber mit Anstand sitzen, und nach und nach hörte er auf, sie anzusehen und bereitete sich mit stillem Gemüth vor, die Predigt anzuhören. Die Gewohnheit aus der Kinderzeit, die Familie, mit welcher er gekommen war, die geistliche Tracht, der Gesang und die eintretende

Stille fingen an, ihre Macht auf ihn auszuüben, und es war ihm außerdem gesagt worden, daß der Priester ein guter Redner sei. Bei den ersten Worten des Priesters erkannte er aber gleich die Stimme wieder, welche ihm das Roggenfeld, den Hopfengarten, den Schweinestall gepriesen, und das Verlangen geäußert hatte, nach dem Herrenhause hinüberzukommen. Messe und Predigt bildeten eine neue Seite der Geschäftigkeit des Mannes. Seine Rede war sehr stark mit Citaten vermischt und übrigens von der gewöhnlichen Sorte, welche unter einer Menge feierlicher Worte ein mattes Gefühl und einen nüchternen Gedanken verbirgt und merklich die Frucht der Pflicht und eines guten prosaischen Willens ist. Daß die Rede auch auf Andere keinen großen Eindruck gemacht hatte, ward ihm klar, als der Verwalter, während die Herrschaft auf dem Kirchhofe eine Art Cour gab, zu ihm herantrat und sagte: Heute bekamen wir viel Korinthen in die Suppe. Daraus kann man sehen, wenn man es nicht bereits weiß, daß überall, wo eine literaire Production ist, sich auch eine Kritik befindet.

Der Priester machte einen angenehmeren Eindruck durch sein gerades, ländliches Auftreten, als er nach dem Gottesdienste in weltlicher Tracht mit seiner Ehehälfte nach dem Herrenhause kam, und Otto war nun neugierig, zu sehen, wie er es verstehen würde, „die

Dame“ zu behandeln. Seine Erwartungen in dieser Beziehung wurden indeß alle getäuscht; denn der Priester sprach durchaus nicht mit ihr; dagegen hatte sie einen königlichen Hegereiter, ohne daß Jemand gesehen hatte, wie dies zugegangen war, in ein Gespräch verwickelt; er erzählte vom Forst- und Jagdwesen und schien besonders durch mancherlei Jagdgeschichten ihre ungetheilte Aufmerksamkeit zu fesseln.

Als sie nach dem Kaffee in die Billardstube hinunterkamen, sagte der Priester, indem er mit Gewalt einen Ball preß legte: „Es ist ein Satan von einem Frauenzimmer!“ Der Hegereiter war über seine ungewohnte Wohlredenheit in eine solche Bewegung gerathen, daß er jetzt gar nichts mehr sagen konnte und nie wußte, mit welchem Balle er spielen sollte.

Otto blieb bei seinem Entschlusse, sie aufzugeben; er fesselte seine Gedanken an das Müllermädchen, so wie Odysseus, als er an der Sirenen-Insel vorüberfuhr, sich an den Mast binden ließ — nicht ganz, aber doch ungefähr so.

Am nächsten Tage nach dem Mittagessen begab er sich auf den Weg nach der Wassermühle. Man sah sie erst, wenn man auf einem Sandhügel stand, und im Vergleich zu den unfruchtbaren Anhöhen rings umher, schien das tiefe, einsame kleine Thal mit seinen

Fruchtbäumen und seinem Rasen mit den Brombeerbüschen und den Weiden längs dem Mühlenstrome ein Elfenreich zu sein; wenigstens schien es Demjenigen, welcher eine Elfe in demselben vermuthete, als ein solches.

Es war nach sechs Uhr, und die Nachmittagssonne, welche in diesem Augenblicke durch eine Zugwolke brach, warf einen so milden Schein auf die Bäume in dem kleinen Thale, auf den aus dem Schornsteine aufsteigenden Rauch, sowie auf die Wassertropfen, welche vom Mühlenrade herabfielen, daß selbst der Kaltsinnigste sich von dem Reize dieses Plätzchens angelockt und ergriffen gefühlt hätte.

„Dies ist das Glück," sagte Otto zu sich selbst, als er das Klopfen seines Herzens fühlte. „Ja, dies ist das Glück! Alle Kräfte der Seele und des Leibes fühlen das Leben. Die Götter sind gnädig gewesen und haben Schönheit verliehen. In einem solchen Augenblicke, während man sich nach dem Unbekannten sehnt und es fürchtet, sollte man sterben. Ihr Götter und besonders Du, cyprische Aphrodite, erlaubt, daß ich Euch treu diene, mit Lohn oder ohne Lohn, wie es Euch gefällt, und laßt mich einst mit dem letzten Sonnenstrahle des Tages zu Euch eingehen."

Unter diesem Anrufe war er bei der Mühle angekommen, ging über die baufällige Brücke und kam

durch den Fruchtgarten, an einem bellenden Hunde vorüber, hinein in die Küche oder in die Brauerei mit dem Braukessel in der Mitte. An einem Backtroge stand ein Mädchen und knetete Brot; auf der einen Seite der großen, dunklen Küche sah man die offene Thür eines Ofens, in welchem ein großes Feuer brannte. Man hörte nichts als den knurrenden Hund, das ferne Sausen des Mühlrads und das Klappern der Holzschuhe des Mädchens auf dem gepflasterten Fußboden, wenn sie von einer Stelle zur andern ging.

„Guten Abend, kann ich ein Glas Milch bekommen?"

„Das kann Er wohl, wenn Er etwas warten will," antwortete sie langsam.

„Wo sind die andern Leute?"

„Auf dem Felde."

„Dienst Du hier?"

„Das gerade nicht."

„Bist Du denn die Tochter vom Hause?"

„Ja, das bin ich wohl."

„Wie viele Töchter hat der Müller?"

„Keine außer mir, so viel ich weiß."

„So?"

Sie hatte mittlerweile den Teig von Armen und Händen gestreift und näherte sich nun dem Lichte, welches zur Thür hereinfiel.

Sie war klein und voll, röthwangig, hatte braune Augen, und Haar, welches weder blond noch dunkel war. Es war in einem Kranze aufgebunden, und man sah den runden Hinterkopf und die ziemlich großen Ohren. Ihre Tracht war eine Art Negligée. Das dunkle Leibchen war um den Leib zugeschnürt und ward von zwei rothen, strickähnlichen Achselbändern gehalten; ein grobes, dicht an den Hals anschließendes Hemd aus Heedeleinen verdeckte den obersten Theil des Körpers.

Er, dessen Augen auf Ihrem griechisch geformten Kopfe geruht hatten, dessen Gedanken von Goethe's „Müllerin" erfüllt waren, und welcher unter Anrufung der cyprischen Aphrodite eingetreten war, fand sich daher sehr getäuscht. Es ist aber schwer zu berechnen, was den Männern gefällt; es kann vielleicht sein, daß er mit „einer trockenen Jütländerin" zufrieden gewesen wäre; aber, wenn er es nicht verstand, sich einer Schauspielerin gegenüber als Liebhaber geltend zu machen, so verstand er es beinahe noch weniger, dem teigknetenden Müllermädchen den Hof zu machen. Man soll vor allen Dingen bestimmt wissen, was man wünscht, bevor man fordern oder bitten kann, und er hatte bisher das Rohe nicht gekannt. War die Sinnlichkeit in seinem Gemüthe erweckt, so war dies unter dem Schatten der Liebe geschehen; sie war eine Pflanze, welche

sich um die besten Blumen des Herzens geschlungen hatte, aber auch von ihrem Safte ernährt worden war. Und doch lag Etwas in seinem Sinne, welches nicht wollte, daß er den Weg vergebens gegangen wäre; es kämpfte in ihm, es versuchte den Schleier der Romantik festzuhalten und die Wirklichkeit zu verhüllen, und als sie ihm die Milch brachte, legte er scheu und zitternd die Hand auf ihren runden Arm. Dieser war rauh vom angetrockneten Teige, und sie kümmerte sich um diese Berührung durchaus nicht. Dadurch war jedes Verbindungsglied zwischen ihnen abgebrochen, er trank des Scheines halber von der Milch, legte die Bezahlung dafür auf den Rand des Kruges und ging.

Als er wieder auf den Hügel kam, war er mißmuthig und beschämt über die Gemüthsstimmung, in welcher er vorhin auf demselben gestanden hatte; es schien ihm aber doch, als liege etwas Schönes und Gutes in ihm selbst, welches zum Ausfalle mitgewirkt habe. Der Trost wollte jedoch nicht genügen. Wenn man schaamhaft geworden ist und sich mit seinem Gewissen allein befindet, so ist man geneigt, in der Beurtheilung seiner selbst weiter zu gehen und der Wahrheit die Ehre zu geben. Otto flüsterte sich selbst zu, daß es ihm einigermaßen zur Unehre gereiche, daß er so schnell die Gedanken von der Schauspielerin auf die

Müllerin gerichtet habe, und selbst in seinem raschen Auflodern für die Schauspielerin fand er Etwas, das einen Bruch in seinem Bewußtsein machte. Mein Gott, sagte es dann in ihm, warum soll ich von aller Freude und von jedem Lebensgenusse, welche Andere haben, ausgeschlossen sein! Es klopft Etwas so sehnsuchtsvoll bei mir, es liegt so viel Reichthum darin, so viel Wärme und Begeisterung, welche ich Der widmen würde, welche ... Ihr, welche doch in der Welt zu finden sein muß; Ihr, welche nur eine volle Hingebung, das Wagen der ganzen Persönlichkeit verlangt, um zu schenken. ... O, mein Gott, welche Seligkeit hast Du nicht geschaffen und irgendwo verborgen! ... Ich soll sie nun aber einmal nicht haben!

„Empfange meinen Vollmachtsbrief zum Glücke!
Ich bring' ihn unerbrochen Dir zurücke,“

recitirte er nach Schiller. — Nein, es ist falsch! fuhr er fort. Wenn Schiött mich in diesem Augenblicke hörte, würde er sagen, ich sei sentimental! Das ist auch wahr. Ich will nicht mehr seufzen und winseln ... wie ist es hier doch frisch und schön!

Er war in den Wald hineingekommen. Die Kühle und der Duft desselben verliehen seinem Gemüthe frohen Muth. Er betrachtete jeden einzelnen Baum, die geraden, weißen Buchenstämme wie die knorrigen Eichen mit ihrem kräftigen Laubwuchs; er hatte Augen

für die Schönheit im Ganzen wie im Einzelnen; bisher war die Natur nur die Coulisse seiner Stimmungen gewesen. Als er weiter in den Wald hinein kam, wurde derselbe auf einer Stelle lichter und die niedergehende Sonne warf ihre Strahlen hinein; sie spielten zwischen Zweigen und Blättern und ergossen sich wie goldene Lichtströme auf den dunkelgrünen Boden zwischen den weißen Stämmen, welche wie Säulen in einer Kirche dastanden. Sein Gemüth war von Freude über das Dasein durchströmt; er begann zu singen aus hervordringender Freude, welche die letzten peinlichen Gefühle vertrieb; er sang Töne ohne Worte, den Lobgesang des Erschaffenen über seine Erschaffung.

Er wurde durch einen unerwarteten Anblick unterbrochen. Auf der Stelle, wo der schmale Fußweg, welchem er gefolgt war, in einen mehr betretenen Weg ausmündete, stand ein halberwachsenes, nach Art der Kleinstädterinnen gekleidetes Mädchen und hielt mit der einen Hand eine Thonkruke an die Brust, während sie mit der anderen Hand mit einem gemischten Ausdrucke von Freude und Angst einen großen Hund abzuwehren suchte, welcher liebkosend an sie herangesprungen war, die eine Pfote ihr auf die Schulter und die andere hinunter in die Kruke gesetzt hatte. Als sie den Singenden gewahrte, welcher zu der bereits gehabten Ueberraschung eine neue hinzufügte, sah sie ihn

bittend an, als wollte sie sagen: „Schaff' mir den Hund vom Leibe, thu' ihm aber nicht weh!"

Otto hatte ihr bald geholfen, nahm, während der Hund bellend um sie herumsprang, ihren Strohhut auf und setzte ihr denselben auf den Kopf, wobei er fragte: „Warum siehst Du so betrübt nach der Kruke? Was hast Du darin, Mädchen?"

„Es waren Himbeeren, welche ich zur Frau Paulsen hinauftragen sollte," sagte sie beinahe weinend und nahm die grünen Blätter, womit die Kruke bedeckt war, ab; „sieh' nur!"

„Nun, es ist ja kein großer Schaden angerichtet!" sagte Otto tröstend; „laß uns nur die zerdrückten Beeren abnehmen, so finden wir wohl neue Blätter darüberzulegen. Komm, setze die Kruke nieder in's Gras, so wollen wir einander helfen!"

Sie sah ihn mit ihren großen blauen Augen dankbar an und folgte seinem Rathe.

„Wo gehörst Du denn eigentlich zu Hause, Mädchen?" fragte Otto.

„Auf Törnenlund," antwortete sie; „mein Vater ist Pächter des Hofes und heißt Sandberg."

„Und wie heißest Du selbst?"

„Marie Elisabeth."

„Marie Elisabeth!" rief Otto, und sprang beinahe ganz auf, als der Name seiner Mutter und des

Schiffes ihm in dem grünen Walde, in der Gestalt des hübschen Kindes begegnete. Und es lag eine solche Freude und Zärtlichkeit in seinem überraschten Tone, daß das halberwachsene Mädchen ihn verwundert ansah.

„Und wie alt bist Du?“ fragte er weiter.

„Vierzehn Jahre,“ sagte sie; „im nächsten Jahre soll ich confirmirt werden.“

„Ei, so alt! So sollte ich eigentlich wohl Sie sagen.“

„Das ist nicht nöthig ... noch nicht.“

„Aber nächstes Jahr?“

„Ja, das ist etwas Anderes.“

„Nun, wie kommt es denn, daß Du die Kruke Himbeeren zur Frau Paulsen bringen solltest? Es ist doch ein langer Weg.“

„Das ist es, unser Wagen fuhr mich aber bis dahin, wo der Weg nach der Wassermühle abgeht, denn wir sollen Korn auf der Mühle holen, wo der Wagen mich hernach abholt. Ich habe meine Mutter so sehr darum gebeten, daß ich die Himbeeren hinbringen dürfte, und nun —“ fuhr sie auf's Neue betrübt fort — „nun ist es doch verkehrt. Man kann sehen, daß einige fehlen, und könnte beinahe glauben, ich hätte sie gegessen.“

„Sei nur ruhig, ich will der Frau Paulsen schon erzählen, wie es zugegangen ist.“

„Sie wird mir schon selbst glauben,“ sagte Marie Elisabeth vertrauensvoll und ohne die Zurechtweisung zu ahnen, die in ihren Worten lag. — „Sie sind also wohl zum Besuch auf dem Hofe?“ setzte sie hinzu.

„Ja, und nun können wir zusammen hingehen. Laß mich die Kruke tragen; der Hund läßt Dich doch nicht zufrieden.“

„Nein, er soll sie selbst tragen; er ist abgerichtet. ... Leo, hierher! ... So! ... Wollen Sie nun sehen, wie ernsthaft er damit geht. Sollte man nicht glauben, er sei ein alter, gesetzter Mann? Wer sollte glauben, wenn man ihn so sieht, daß er an Einen heranspringt und die Pfote in die Himbeeren steckt? Ja, man soll den Hund nicht nach den Haaren beurtheilen!“ — Sie sagte dies mit lauter Stimme, meistens zum Hunde gewendet, welcher sich umdrehte und sie ansah, als sie schwieg, sich aber dann wieder ernsthaft auf den Marsch machte.

Otto schwieg. — Nach einer kurzen Pause sagte er: „Marie Elisabeth, meine Mutter heißt eben so wie Du.“ —

„So?“ sagte sie und erröthete, vielleicht zum ersten Male in ihrem Leben, in einem so unerklärlichen Gefühle, in einer stillen Freude darüber, gleich-

sam mit der Liebe dieses hübschen jungen Menschen verwandt zu sein.

„Und,“ fuhr Otto fort, „wir hatten ein Schiff, welches auch Marie Elisabeth hieß.“

„Wo ist das Schiff hin?“ fragte sie.

Er mochte nicht sagen, daß es verloren sei und antwortete: „Es ist weit weg.“

Als sie auf dem Hofe ankamen, wurde Marie Elisabeth von allen Menschen mit einer so lebhaften Freundlichkeit empfangen, daß man hätte glauben sollen, sie sei eine Elfe, welche ihren jährlichen Sommerbesuch abstatte. Die Mädchen kamen an die Fenster und nickten ihr zu; die Kinder eilten ihr entgegen, brachten ihr Spielzeug und wollten es ihr schenken; Leo bellte, als wolle er darauf aufmerksam machen, daß Er sie geholt habe; Frau Paulsen nahm die Himbeeren mit größerer Dankbarkeit entgegen als das kleine Geschenk zu verdienen schien und wollte, daß Marie Elisabeth die Nacht über auf dem Hofe bleiben sollte; als sie aber sagte, daß ihre Mutter sie mit dem Wagen zurückerwarte, war davon nicht weiter die Rede. Sie war frei und lebendig, bis „die Dame“ kam und freundlich fragte: „Wie heißest Du denn, Du niedliches Mädchen?“ — da wurde sie gezwungen und still.

Die Frau lud Marie Elisabeth ein, in einem der

nächsten Tage wieder zu kommen und einen ganzen Tag auf dem Hofe zuzubringen. Als Otto sie an den Wagen begleitete, sagte er, daß er am folgenden Tage nach Törnenlund kommen würde, um die Einladung der Frau Paulsen bei ihrer Mutter zu wiederholen. Er war so froh zu ihr, als hätte er eine Schwester gefunden.

— Es ging unserm Otto, wie es der Jugend so oft geht: Er machte sich im Allgemeinen entweder zu große oder zu kleine Erwartungen von den Menschen. Als er sich am folgenden Morgen nach Törnenlund begab, war seine Meinung von Dem, was er antreffen würde, nach den gewöhnlichen Vorstellungen von einer Pächterfamilie abgepaßt, obgleich es auch große sociale Verschiedenheiten in dieser Classe giebt. Durch den Anblick Sandbergs wurde er eben nicht getäuscht. Er war ein großer, kräftig gebauter Mann, ziemlich blond, mit einem sonneverbrannten Gesicht, geradezu und offen, mit dem Gepräge eines ungestörten, ruhig dahingleitenden Lebensschicksales, so daß es Einem, wenn man zehn Minunten lang mit ihm gesprochen hatte, vorkam, als habe man ihn gekannt, so lange man denken könne. Desto größer war die Ueberraschung, wenn man seine Frau erblickte. Obgleich sie ihrem Stande gemäß häuslich und einfach gekleidet war, fühlte man doch

augenblicklich, daß sie den höheren Classen der Gesellschaft angehört hatte; in ihrem Gesichte lag etwas so Feines, daß man glauben sollte, sie sei ein adeliges Mädchen, welche — vielleicht durch einen Fehltritt — sich zu einer Mesalliance verirrt habe. Dieser Gedanke von einem Fehltritt und einer Verirrung verschwand indeß augenblicklich, wenn man die Seelenruhe, die Seligkeit des Friedens, welche über ihr Aeußeres verbreitet war, erblickte. Sie schien zwar schon ziemlich hoch in den Vierzigen, und in ihrem Gesichte zeigten sich bereits die Spuren dieses Alters; aber die schönen blauen Augen hatten eine überraschende Klarheit und bildeten hinter den langen Augenwimpern gleichsam die ewige Jugend in diesem Gesichte, wie sie selbst die ewige Poesie der Jugend in diesem Hause zu sein schien. Es hielt schwer, sich eine schönere Milde und weibliche Zartheit, mit Gesundheit und häuslicher Einfachheit vereint, zu denken. Im Grunde gehörte aber doch der erste Gesammteindruck der beiden Eheleute nicht zu den ganz angenehmen; und man sah sich fragend um. Denn im täglichen Leben macht das Ungewöhnliche auf feinfühlende Gemüther leicht denselben Eindruck wie eine Dissonanz, und man hat Zeit nöthig, um sich zu überzeugen, daß wirklich Harmonie vorhanden ist.

„Mutter, das ist er! — Guten Tag, Herr Kroyer,“

sagte Marie Elisabeth; damit war Otto in die Familie eingeführt.

Sandberg sollte auf's Feld, lud Otto aber ein, zu bleiben und später an ihrem Mittagessen Theil zu nehmen, was er mit Freuden annahm — so brauchte er nicht auf dem Hofe zum Mittagessen zu sein.

Die Mutter von Marie Elisabeth sprach nicht viel; der Werth des Lebens, sagte sie, liege in der Persönlichkeit, in dem unbeschreiblichen Gefühl von etwas Liebenswürdigem, Sanftem und Sicherem, welches sie erwecke. Es war Otto besonders angenehm, daß sie keine Fragen an ihn that; solche Naturen wollen sich lieber auf ihre unwillkürlichen Vorstellungen verlassen und sich möglicher Weise einer Täuschung aussetzen, als Auskunft über Namen, Verwandtschaft und andere Verhältnisse haben, welche, im Ganzen genommen, auch keine Aufklärung geben. Sie erhalten dadurch bei Einigen einen Anschein von Sicherheit, indem sie Alles zu wissen scheinen, Anderen, welche sie besser verstehen, legen sie eine Verpflichtung auf, weil ihr Schweigen ein Zeichen der Unschuld und des Vertrauens ist.

Es war für Otto ein Glück, auf diese und andere Weise, durch die unbedeutenden Tagesbegebenheiten, durch das Wohlgefallen, welches er, wie er

bisweilen schwach fühlte, bei Anderen erweckte, das Beste in seiner Natur mit diesen Menschen verwandt zu sehen. Es waren unwillkürliche Gefühle; er reflectirte nicht, bemerkte nicht einmal, wie der Tag verstrich, oder wie glücklich er in Gesellschaft dieser beiden weiblichen Wesen, der Matrone und des Kindes, welche für ihn keine Frauen waren, sich befand.

Sandberg war zu Mittag gekommen, und die stille Liebe, welche Frau und Mutter ihm bewiesen, der milde Geist, welcher über das ganze häusliche Verhältniß verbreitet war, hatte den ersten Eindruck von etwas Disharmonischem vertilgt oder bedeutend gemildert; aber erst als Sandberg gegen Abend ihn ein Stück Weges begleitete und mit einem kräftigen Händedruck von ihm Abschied nahm, kam es Otto vor, daß er einen Augenblick allzu scharf und fein geurtheilt habe, und er fühlte, daß er eine solche Wirklichkeit nie vorher genossen habe, daß er nie vorher bei etwas so schön Menschlichem zugegen gewesen sei — es wurde ihm klar, daß er einen ungewöhnlichen Tag verlebt hatte, und er fürchtete beinahe oder spielte mit der Furcht, daß das Haus, wie jenes im Mährchen, nicht wieder zu finden sein möchte, wenn man wiederkäme.

Eine Viertelmeile vom Hofe sah er den Priester aus einem Seitenwege fahren. — „Wie!“ rief der Priester, „Sie gehen! Setzen Sie sich auf den Wa-

gen, so kann ich Sie beinahe bis dicht vor den Hof fahren."

„Vielen Dank, Herr Pastor, es wäre Sünde, an einem solchen Abende zu fahren."

„O, ja! Ich glaube beinahe auch, daß es gut sein würde, sich etwas Bewegung zu machen ... Prr! Du kannst ja bis an den Kreuzweg bei'm Hügel fahren und dort auf mich warten. ... Es kann recht gut sein, die alten Beine ein wenig zu rühren. ... Darf ich Ihren Arm nehmen?"

„Woher kommen Sie, wenn ich fragen darf?" fuhr der Priester fort, als sie eine kleine Strecke gegangen waren.

„Vom Pächter Sandberg."

„Von ... von Sandberg, auf Tórnenlund?" rief der Priester und stand still. „Wie kommen Sie nach Sandberg? ... das geht mich aber eigentlich Nichts an," fuhr er fort und ging weiter.

Otto erzählte ihm die Veranlassung seines Besuches.

„So also! ... Nun! Sahen Sie Madame Sandberg?"

„Ja, das ist doch eine merkwürdig seltene Frau."

„Sie!" sagte der Priester, „das glaube ich wirklich auch!"

„Weßhalb?“ fragte Otto, von dem Ungewöhnlichen im Tone des Priesters ergriffen.

„Weil sie so gut wie ein Engel ist!“ antwortete der Priester beinahe heftig. ... „Mein Gott, wenn ich an Alles, was sie durchgemacht hat, zurückdenke! Kann man es nicht noch ihren Augen ansehen? ... Ich sehe sie jetzt selten oder gar nicht. ... Ist es nicht, wenn man ihr in die Augen sieht, als höre man eine süße, liebliche Musik?“

„Sie hat wirklich sehr hübsche Augen.“

„Nennen Sie die Augen hübsch? ... Hübsch? Nein, es sind die schönsten Augen — sie sind ein Spiegel der holdeste Seelen, in welche ein Mensch schauen kann, das sind sie!“

Hier schwieg der Priester und verfiel wider seine Gewohnheit in Gedanken.

Nach einer kurzen Pause fragte Otto: „Was hat sie denn eigentlich durchgemacht? Woher stammt sie?“

Der Priester antwortete: „Ihr Vater war ein reicher Kaufmann in Kopenhagen. Sie wurde beinahe wie eine Prinzessin erzogen, und Schmeichler hatte sie schon als Kind genug. Alle waren in sie vergafft, sie mochte nun reden, singen oder tanzen, oder man mochte sie blos ansehen; besonders sang und spielte sie ausnehmend schön. Ich speis'te als armer Student dort

im Hause und saß oft des Abends in einem Winkel ... nun, das waren die glücklichen Tage. ... Ist es nicht lächerlich, jetzt habe ich zweiunddreißig Tonnen Land und außerdem ein gutes Amt, und ich wollte alle zweiunddreißig Tonnen Land ... oder einen großen Theil davon, glaube ich wenigstens, es ist ja nicht mein Eigenthum, theils gehören sie zur Pfarre, theils habe ich sie gepachtet ... darum geben, wenn ich wieder so im Winkel sitzen und Ausschuß sein könnte, wäre es mir dabei nur vergönnt, sie zu hören oder noch einmal zu sehen, wie der Vater ihr das Haar strich und wie sie dann zu ihm hinauf sah. Denn die Beiden liebten einander auf eine ganz andere Weise wie andere Menschen; man sollte geglaubt haben, sie hätten das Geheimniß von etwas Gutem, wie wir anderen Menschen es durchaus nicht zu sehen bekommen. Reiche Leute können so Etwas auch besser als wir Anderen, die Kinder armer Eltern. Es giebt so viele Arten von Gedanken, von denen sie nichts wissen, die Quelle wird nie getrübt. So war ich da eines Abends. Es sollte große Gesellschaft sein, alle Lichter auf den Kronleuchtern waren angezündet und es sah in den großen Staatsstuben sehr festlich aus. Ich war zu früh gekommen und stand dort und gaffte — denn ich vermochte nie mit ihr zu sprechen, und sie saß am Clavier und spielte mit den Tasten, als der Vater hereintrat

und so bleich als eine Leiche war. Sie sah auf, und ich weiß nicht, aber ich glaube, ich konnte an mir selbst fühlen, daß sie anfing zu zittern. Sie stand aber auf und ging rasch auf ihn zu. Er zwang sich zu lächeln, und sagte: „Meine süße Lise, aus der Gesellschaft heute Abend wird nichts."

„Warum nicht, Vater?"

„Kümmerst Du Dich viel darum? ... Nein, meine liebe Lise, das thust Du nicht, das weiß ich wohl."

„Wenn Du nur nicht so bleich wärest, Vater."

„Meine allerliebste Lise, meine liebe Tochter, machst Du Dir viel daraus, daß Du nun kein reiches Mädchen mehr bist? ... Nein, nein, ich Narr, wie konnte ich auch so verrückt fragen!" sagte er und lachte; mein Herz wollte aber brechen vor Angst und Mitleid mit diesem Lachen.

„Es hat sich ein Unglück zugetragen, erzähle mir Alles, Vater," sagte sie so rasch und bestimmt, daß mir ordentlich leicht dabei wurde.

„Die Engländer haben meine Schiffe genommen, meine und Deine Schiffe, Lise."

„Aber wie kommt es, daß die Engländer Deine Schiffe nahmen, Vater? Sie geben sie Dir schon wieder, sei nur ruhig. Du hast den Engländern ja Nichts zu Leide gethan — wie, Vater?"

„Nein, ich habe den Engländern Nichts zu Leide gethan! Niemand hat ihnen Etwas gethan. Es ist der schwärzeste Flecken, mit dem je eine Nation ihre Flagge besudelt hat. Herzufallen über wehrlose Kaufmannsschiffe, das sauer erworbene Eigenthum ruhiger Bürger, das Glück und die Wohlfahrt der Familien, die Mitgift der Töchter, den Nothschilling der Witwen und das Brot der Vaterlosen! Der Herr strafe sie dafür! Er allein hat die Macht! O, er wird es! er wird es! Gott verfluche die Räuber und Mörder!"

„Vater! Vater!" sagte sie.

„Wir bekommen Krieg, meine Tochter, es liegt eine englische Flotte im Sunde, sie hat meine Kaufmannsschiffe ohne Kriegserklärung genommen, sie hat mir Alles genommen, meine Tochter, Dein Vater ist ein armer Mann ... wenn nicht noch etwas Schlimmeres."

„Schlimmeres, Vater? Was Schlimmeres?"

„Lise, Dein Vater ist ein ehrlicher Mann."

„Vater! Vater!" schrie sie.

„Ja, meine Tochter, Du hast nie gezweifelt," sagte er und trocknete sich den Schweiß von der Stirn; „wenn aber Leute kommen, wenn eine Witwe mit Kindern die Treppe herauf kommt und draußen schrei't: „Gieb mir mein Geld — meine Kinder hungern ..."

meine Tochter. ... Die Gelder standen in meinem Handel, der Engländer hat sie genommen."

„O, Vater, nun begreife ich, daß sich ein großes Unglück zugetragen hat," sagte sie und lehnte ihren Kopf an seine Brust.

„Ja, liebe Lise, es ist sehr groß, größer als ..."

„Als?"

„Als Dein kleines Kaufmannsgehirn es verstehen kann," sagte er, klopfte sie und küßte ihren Kopf.

Sie sprachen viel mit einander, sie tröstete und liebkosete ihn, die Mutter trat ein in vollem Staat und es wurde ein großes Wehklagen, wie Sie sich wohl denken können, und wie es schrecklich war bei den vielen festlichen Lichtern ... ich durfte nicht bleiben und nicht gehen und mich nicht rühren ... kurz zu erzählen ... er starb plötzlich."

„Gott behüte und bewahre uns! Ihr Vater?"

„Ja, er starb."

Der Priester fuhr nach einer Pause fort: „Ich habe viel über den Abend nachgedacht und reflectirt. Neben seinem Glauben hat man doch immer eine kleine Privat-Philosophie. Und mir hat es geschienen, daß jeder Mensch vom Anbeginne an eine Orgel ist ... haben Sie eine Orgel gesehen, eine große Orgel? Sie hat mehrere Werke; sie hat einen Baß, Flöten Glocken, sie hat einen Fagott und Trompeten, die

Register sollen aber gezogen werden und gezogen bleiben, sonst hört man sie nicht, wenn man auch noch so stark auf die Tasten schlägt. ... An jenem Abend, schien es mir, wurden die meisten Register meiner Orgel eingeschoben. Ich war damals fast eben so groß als jetzt, zwar nicht ganz so corpulent, aber doch eben so groß, und doch scheint es mir, als sei ich damals ein kleines dünnes Wesen gewesen, welches mit niedergesenktem Haupte und mit dem Unglück auf seinem Nacken reitend, auf dem Stuhle saß. Ich konnte nicht das Geringste thun, denn ich war arm und häßlich, und ich konnte mich nur fortschleichen, und von jener Zeit an — das habe ich später immer gefühlt — war es mit mir ausgemacht, daß ich Nichts als eine schlichte Kirchdorforgel werden konnte, welche mitleiern kann, wenn die Bauern ihre Gesänge abschreien. Sonst hätte ich vielleicht um den Doctorgrad disputirt und wäre vielleicht Bischof geworden, denn Kopf hatte ich, und zur Noth kann ich auch wohl eine Predigt vor gebildeten Leuten halten, und das soll Jeder mir lassen, daß ich so gut wie irgend Einer für meine Kinder strebe; sie sollen mit Gottes gnädigem und barmherzigem Beistande nett und anständig durch die Welt kommen. Sobald man Kinder hat, ist es doch eigentlich mit Einem selbst vorbei."

„Aber sie?" fragte Otto.

„Ja, sehen Sie, es giebt Dinge in der Welt, welche man durchaus nicht verstehen kann, es sei denn, daß es ist, wie geschrieben steht, weil der Herr stark in den Schwachen ist. Kann man begreifen, daß ein solches Mädchen Leben und Verstand behält und gleich hübsch und schön ist? — Sie wissen, darauf kam das Bombardement; ich war beinahe froh darüber, daß ich eine Art Entschuldigung hatte, sie nicht zu besuchen, denn womit konnte ich sie trösten? Ich lief aber an jedem Morgen und viele Male am Tage nach ihrer Straße und dankte Gott jedes Mal, wenn ich ihr Haus unberührt sah. Später, als sie aus ihrem Hause mußten, faßte ich mir ein Herz und besuchte sie. ... Wie wehe kann es Einem doch thun, wenn man so reiche Leute in Armuth sieht! Ich war betreten darüber, daß ich es ansehen sollte. Als sie mich sah, füllten sich ihre Augen mit Thränen; ich war wohl so eine Art Erinnerung. Es war aber bald vorüber, und sie dankte mir so freundlich dafür, daß ich kam und sie besuchte. Die Mutter lag krank und sagte kein Wort. Ihre drei kleinen Schwestern saßen und arbeiteten fleißig ... sie hatten ein Paar Bodenzimmer; aber es war in denselben so nett, so rein und blank, ich weiß nicht, es schien mir, es war dort gewissermaßen eben so hübsch als in dem großen Hause, man konnte aber seine blutigen Thränen über diese Nettigkeit weinen.

Die schwarzgekleideten kleinen Mädchen so stille bei der Arbeit sitzen zu sehen! — Nun, so ging es fort! Die Mutter wurde wieder gesund; aber sie litten schrecklich mit ihr, denn sie sprach immer vom seligen Vater, und war sie auf der Straße gewesen und hatte frühere Bekannte getroffen, so ging sie zu Bette, lag und weinte und wurde krank. Auf Lisen ruhte das Ganze, sie mußte arbeiten, Brot schaffen, ihre Schwestern erziehen, die Mutter aufrecht erhalten und ihren eigenen schweren Kummer tragen. ... Mein Gott, welche Scenen da zwischen ihnen vorgefallen sein müssen! daß dabei so ein armes Mädchen bei Verstande bleiben konnte! Einmal, erinnere ich mich, saß ich zu Hause und dachte an sie und so fiel es mir ein: „Wenn nun die ganze gräuliche Sorge über sie hereinbricht und man kommt und findet sie Alle wahnsinnig!“ Ich wäre beinahe toll vor Angst geworden und lief zu ihnen hinauf; sie saßen Alle und arbeiteten, bleich und schlecht sahen sie aus; aber es hielt doch zusammen.

„Endlich erhielt sie von der Masse ihr Clavier ausgeliefert. Das war noch die schlimmste Zeit, denn als sie es sah und darauf zu spielen anfing, verlor sie den Muth, und ihre Mutter mußte sie trösten. Als dieses aber überstanden war, wurde Alles freundlicher und besser. Darauf fing sie auch an, Musik- und Singunterricht zu geben. Zu jener Zeit nahm ich

mein Zeugniß und wurde Hofmeister bei dem Grafen drüben. Als ich drei Jahre später wieder nach Kopenhagen kam, war sie verlobt."

„Mit wem?" fragte Otto.

„Mit wem? Mit Sandberg."

„O, mit ihrem jetzigen Manne!" sagte Otto; er hatte etwas Romantischeres erwartet.

„Er war schon damals ein guter, ehrlicher Kerl; ich konnte aber nicht begreifen, wo er den Muth hergenommen hatte, um ihre Hand anzuhalten. Er hatte sie freilich auch nicht, wie ich, in ihren früheren Tagen gekannt. Sehen Sie, wenn man jung ist, ist man immer ein wenig poetisch, und ich lebte beständig in der Einbildung, daß sie noch ein Mal ihren vorigen Glanz und ihre Herrlichkeit wieder erlangen müßten, daß die Engländer eines Tages Lise's Schiffe zurückgeben würden, oder daß ein Prinz von Mohrenland kommen würde; wer aber kam, war Sandberg."

„Sie hielt aber wohl etwas von ihm?"

„Das that sie wohl."

„Sie sagen dies in einem so besonderen Tone."

„O, ja, gewiß! ... Sie haben ja Sandberg gesehen ... aber Sie haben keineswegs Lise, die gute Lise ihres Vaters gesehen! Sie können es durchaus nicht verstehen. Hier war es aber der Fall, sehen Sie, daß auch auf ihrer Orgel die Register geschlossen waren.

Sandberg war aus einer guten Familie, sie kamen wieder in die Welt, ihren Schwestern wurde der Weg gebahnt, und sie war die Leiter. Sie hatte den Muth verloren, auf Glück für sich selbst zu hoffen. Ich habe oft gesehen, daß Leute diesen Muth verlieren, und es ist traurig anzusehen, wenn dieses so unverschuldet einem Mädchen wie Lise begegnet. Dann giebt ihnen aber unser Herr Christus Kraft zur Entsagung; was er thut, ist doch wohlgethan."

Für Otto hatte die Kraft, um das Glück zu kämpfen, etwas bei weitem Bewundernswertheres als die Kraft, zu entsagen, und die Worte von dem Gotte, welcher von außen die Menschen aufforderte, das Leben aufzugeben, brachten bei ihm ein Gefühl von Irritation hervor. Es war in seinen Augen einem schwachen Mädchen Unrecht geschehen, welches er für seine Person nicht dulden würde. Er sagte: „Ein Frauenzimmer mag allenfalls entsagen; mir sollte man aber erst die Hände und Füße binden! An dem Tage, wo ich nachgeben sollte, möchte ich lieber sterben."

„Ja, Sie sind jung, frei und ledig," sagte der Priester, und indem er mit unwillkürlichem Wohlgefallen Otto's schlanke, grade und hübsche Gestalt betrachtete, bekam er Glauben an Jugend, Stärke und Muth — des Lebens „unüberwindliche Armada" — und fügte hinzu: „Ja, Sie können es freilich! Und

sie sagte neulich Abends, als Sie drüben bei uns waren, Sie seien gewiß einer von den jungen Menschen, welche eine Zukunft haben, man könne es in Ihren Augen lesen."

Otto schwieg einen Augenblick, um nicht seine Entzückuug zu verrathen, und sagte dann mit einer Stimme, welche er für passend abgekühlt hielt: „So, sagte sie das?"

„Ja, das that sie allerdings."

Otto hätte nun das Gespräch gern von allen anderen Gegenständen abgelenkt, um jedes Wort zu erfahren, was an jenem Abende gesagt worden war; aber die Gedanken des Priesters hatten eine überwiegende Richtung nach seinen eigenen Erinnerungen bekommen, und er fuhr fort: „Wir hatten Alle vergessen, daß Lise mehr singen und spielen konnte, als so ein Lischen, das hinreichend ist, Kinder zu unterrichten und einen Nothschilling zu verdienen. So geht es aber; wenn die Menschen arm werden, hört man auf, sie zu bewundern. Ich erinnere mich jetzt nicht genau, wie es mit Sandberg war; in jenen tollen Zeiten ging es mit Allem auf und ab, mit den Menschen sowohl wie mit dem Gelde, und Sandberg war zu einem Onkel, welcher sich noch so eben auf seinem Gute hielt, auf's Land hinausgezogen. Das waren trübe Zeiten für die Landleute. Aber gerade als Sandberg fort war, entdeckte

man, daß Lise ein großes Genie sei. Es war natürlich kein Frauenzimmer, welches diese Entdeckung machte, sondern es war ein junger Franzose bei der Gesandtschaft, ein Offizier, welcher bei Austerlitz und Jena mit gewesen war. Einen solchen Menschen wie diesen habe ich nie, weder früher noch später gesehen! Es war der hübscheste Kerl, welchen man nur sehen konnte. Er sang und ritt wie der Teufel, und war mit bei Austerlitz gewesen. Ich war entzückt vor Bewunderung, als ich mich ihm das erste Mal näherte, und so können Sie sich wohl denken, wie die Frauenzimmer hinter ihm her waren."

„Ja," sagte Otto in einem Tone, welcher den Priester überraschte. Er sah Knud Gjedde vor sich; er glaubte einem erstorbenen Schmerze, welcher ihm als Gespenst wieder erschien, gegenüber zu stehen.

„Nun, und er?" fragte Otto.

„Er war eines Abends in einer Gesellschaft, wo man sie vermocht hatte, zu singen, und er gerieth gleichsam außer sich und behauptete, daß die Catalani — von ihr haben Sie doch gehört, sie war vor vielen Jahren in Kopenhagen — im Grunde Nichts sei im Vergleiche zu Lise; die Catalani singe für das Ohr, Lise aber für das Herz, und dergleichen. Wo er nur dazu kommen konnte, bewog er Lisen, zu singen und sang mit ihr, und sehen Sie, da war eine Zeit von vier=

zehn Tagen, in welcher Lise glücklich war. Sie bekam ordentlich wieder Rundung — denn sie war mager und bleich geworden, die arme, arme Lise. Ich glaubte, es würde mit einer Verführung endigen; man ist ja immer so klug auf das Schlechte.

„Ich konnte aus Lise durchaus nicht klug werden. Ich war eines Abends bei ihnen in ihrem Hause, und an jenem Abende kam ich an die Versuchung in der Wüste zu denken: Dies Alles will ich Dir geben. Da kamen wir auf die Zukunft zu sprechen und Lise sagte, daß man, wenn man wieder reich würde, das alte Haus wieder kaufen und die Schulden des Vaters bezahlen könne. Die Mutter sagte: Sollte ich dieses erleben, so mögen sie mich gern am folgenden Tage hinaus tragen. Dieses Gespräch wurde aber in der Flucht geführt, sie sollte an jenem Abende ausgeführt werden.

Ein anderes Mal kam ich gerade, als sie mitten im Gespräch waren, und sie thaten sich meinethalben keinen Zwang an. Die Mutter sagte, es würde am besten sein, an Sandberg zu schreiben, dann könnten sie Hochzeit geben und zusammen reisen.

Und da konnte ich sehen — oder hinterher wußte ich ganz gewiß, daß ich sah — daß Lise bis zu dem Augenblicke gar nicht an Sandberg gedacht hatte. Es verhielt sich aber wohl so, daß sie mit dem Einen nicht singen, und mit dem Andern nicht reisen konnte. Und

nun wissen Sie ja, daß sie dort sitzt und mit Sandberg verheirathet ist.“

Otto gerieth nicht in Versuchung, zu fragen, was in der Zwischenzeit vorgefallen war; er fühlte es. Er konnte das ungeheure Opfer, welches einer trocknen Pflicht gebracht war, gewahren, und bewunderte es, ohne die Möglichkeit desselben zu begreifen.

Sie waren auf dem Hügel stehen geblieben, von wo aus sie den Weg nach dem Pfarrhause und in einiger Entfernung die Allee und die Thürmchen des Herrenhauses sehen konnten.

„Mein Wagen hält dort, wo der Weg abgeht,“ sagte der Priester. — „Sie sollen übrigens nicht davon sprechen, hören Sie?“

„Nein, aber sagen Sie mir doch, Herr Pastor, wie machen Sie es möglich, daß Sie Lise ... Madame Sandberg nie sehen? Sie wohnen ja so nahe bei einander.“

Das Gesicht des Priesters verlor den Schimmer von Jugend und Poesie, welchen seine Erinnerungen über dasselbe verbreitet hatten. Er sagte: „Als ich hierher kam, hatten Sandbergs schon fünfzehn Jahre hier gewohnt. Als ich sie zum ersten Male sah, wußte ich nicht, wie ich sprechen, sehen, gehen und stehen sollte. Es war verkehrt, vergnügt zu sein, und eben so verkehrt war es, sich Etwas merken zu lassen und ganz

fremd zu thun. Und dann gab es noch andere Gründe, weßhalb es am besten war, sich zurück zu halten — kurz gesagt, man hat ein weiches Herz, und dabei gehören sie zu einer anderen Gemeinde."

Otto blieb einige Augenblicke stehen und sah ihm nach. Endlich sagte er mit einem Blicke hinauf zu dem funkelnden Sternenhimmel:

„Ich danke den Göttern dafür, daß ich keine Frau geworden bin."

Am folgenden Tage kam Maria Elisabeth nach dem Herrenhofe. Die Kinder des Priesters wurden geholt und es gab viele Spiele und große Munterkeit. Otto war Anfangs nur insofern Theilnehmer, als er anordnete und leitete, er suchte eine ernste, würdige Ueberlegenheit beizubehalten, wurde indeß bald mit fortgerissen und spielte mit desto größerem Vergnügen, je würdiger er auszusehen suchte. Während einer der Pausen wollte er der Maria Elisabeth das Fechten lehren. Sie war auch mit großem Eifer bereit dazu; aber wenn sie auch sehr schnell lernte, auszufallen, war es doch unmöglich, ihr das Pariren beizubringen; sie senkte jedes Mal den Degen, oder dasjenige, was einen Degen vorstellen sollte — ein liebliches Symbol der Weiblichkeit, welche am besten durch ihre Wehrlosigkeit entwaffnet.

Am Nachmittage kam man auf den Einfall, um

die Wette zu rudern, und Otto ging nur mit in eines der Boote, um nachzusehen, daß kein Unglück geschehe. Der junge Paulsen kam auch, feuerte die Rudernden an, gab Rathschläge und Ermahnungen und bekam endlich Lust, ein Wettrudern gegen Otto zu versuchen. Einer von den Söhnen des Priesters setzte sich in seinem Boote an's Ruder, und Maria Elisabeth steuerte das Boot Otto's.

„Die Partie ist zu ungleich," sagte Otto lächelnd, als er den Unterschied unter den Steuerleuten gewahrte; denn das hübsche Mädchen mit dem aufgelös'ten Haar, den rothen Wangen und den blauen Augen sah aus wie Eros selbst bei einem Wettrudern.

„Oh, Du willst doch nicht damit prahlen, daß Du so viel stärker bist als ich?" rief Paulsen. „Warte so lange, Dich zu brüsten, bis Du gewonnen hast."

„Dann wäre es grade gut, wenn man sich nicht brüstete," antwortete Otto und legte die Ruder ein.

Man stand oben im Hause am Fenster, als ob es Etwas gelte.

Paulsen kam gleich eine halbe Elle voraus, und nach langer Anstrengung hatte Otto keinen Zoll eingeholt. Eifer und Angst waren auf dem Gesichte Maria Elisabeth's zu lesen.

Otto sah sich um und gewahrte das Ziel drohend

näher rücken. — „Maria Elisabeth!“ rief er, um sich selbst zu der größten Anstrengung aufzumuntern. Seine Kindheit, das Schiff mit den getheerten Seiten, Peter Kröll und die kleine Emilie, sein Vater und seine Mutter — Alles flog in fliegender Jagd an ihm vor über; vor sich hatte er die wirkliche Maria Elisabeth, das hübsche Kind, und in der Ferne Sie.

Nach einem wohlgelungenen Ruderschlage, und noch einem, und noch einem, schoß das Boot pfeilschnell dahin. Mit einem Triumphe und einer Freude, welche sie sich nicht vollständig erklären konnte, sah Maria Elisabeth das Boot an Paulsen, welcher nur seine Arme und kein Feldgeschrei hatte, vorüber fliegen.

„Das wußte ich wohl“ — sagte Otto, als das Boot am Ziele war, — „daß ich mit diesem Namen siegen mußte.“

Paulsen rief, als er ankam: „Du hättest nicht gewonnen, wenn ich nicht den klotzigen Jungen bei mir gehabt hätte! Er wiegt gewiß zwei Liespfund mehr als Marie!“

Wie himmelhoch stand Otto bei diesen Worten von Paulsen in den Augen Maria Elisabeth's! Der Eine schätzte sie nach dem Gewichte, der Andere —

Paulsen ging. Gleich darauf kamen die Frau, ihre Schwester und die Schauspielerin durch den Garten spazieren und näherten sich dem Platze, wo die

Boote lagen. Die Kinder liefen ihnen entgegen, klopften vor Freude in die Hände und wollten sie mit haben beim Segeln. Frau Paulsen sagte: „Das geht nicht, Kinder, wir werden zu Viele. Wer soll uns rudern?“

„Kröyer! Kröyer! Und wir helfen ihm!“ riefen die Kinder.

„Ihr müßt Herrn Kröyer ein wenig schonen, Kinder, er hat einen sehr anstrengenden Tag gehabt,“ sagte die Dame.

Sie war in ein einfaches weißes Kleid gekleidet, was ihrer Figur etwas Aetherleichtes verlieh, ohne die schöne Fülle derselben zu verbergen. Ihr Kopf war unbedeckt; sie sah sehr jung aus, und der weißseidene Sonnenschirm und die weißen Glacée-Handschuhe gaben der Eleganz ihre Vollendung. Otto empfand beinahe Schmerz, wieder unter die Einwirkung dieser Macht zu kommen; er konnte sich nicht zu der Kinderwelt halten, dazu war er zu alt, und er empfand es wohl, daß er ihr gegenüber zu jung sei. Allein er fühlte auch, daß unter ihren freundlichen Ermahnungen an die Kinder ein Spott über ihn verborgen lag — aber was lag unter diesem Spotte verborgen?

„Wir könnten das Segelboot nehmen, wenn die Damen sich meiner Führung anvertrauen wollten,“ sagte er.

„Um Gottes willen, nein, es sind zu viele Wirbelwinde auf dem See,“ sagte die Frau Justizräthin.

„Wirbelwinde, an einem solchen Nachmittage? das ist unmöglich!“ rief Otto. „Außerdem können wir ja mit halb ausgespannten Segeln fahren.“

Man ließ sich zu dem überreden, was man gern thun wollte.

Während er das Segelboot zurecht machte, schickte man Jemand hinauf nach Shawls, und nun stieß man vom Lande, mit einem leichteren Seitenwinde.

Der schwache Wind starb jedoch bald hin, das Segel wurde gestrichen und Otto legte die Ruder aus und begann zu rudern, indem er einige Tacte eines Seemannsliedes vor sich hin trällerte. Einige der Kinder stimmten in den Gesang mit ein, selbst Frau Justizräthin Paulsen that dieses, brachte Ordnung in die Art und Weise des Singens, und bald nahm auch sie Theil an den einfachen Melodieen. Aber welche Verwandlung fand nicht statt, als ihre Stimme sich in den Klang mischte! Welches eigenthümliche Leben und welcher Ausdruck wurde dadurch nicht dem Alten und Bekannten verliehen! Ihm war es, ihm klang es, als wenn ihre Seele bis jetzt eingesperrt gewesen und nun erst Erlaubniß bekommen hätte, zur Freiheit zurückzukehren, zur Freiheit zurück in das Lied von andern Zeiten und andern Gegenständen, in welchen sie ihre eigne Lust,

Sehnsucht, Wehmuth und Begeisterung aussprach. Sie sangen:

„— — Wo die tapfern Krieger alle,
In den Kampf sie geh'n,“

und bei diesen Strophen schien es ihm, daß, wenn ein Kriegsheer dieses Lied von ihr höre, es entweder vorwärts gehen und über alle Feinde siegen, oder bis auf den letzten Mann fallen müsse.

Den wundervollen dramatischen Ausdruck, den sie in die einfachen, treuherzigen Worte hineinzulegen verstand, die Art und Weise, in welcher sie denselben Etwas von ihrer Persönlichkeit verlieh, übte eine wahre Zaubermacht über ihn aus. Wenn sie von dem Könige in Thule, der treu bis zu seinem Grabe war, das Lied ertönen ließ, so schien es, als wenn sie selbst jene hehre Braut sei, welche der König nie zu vergessen vermochte, und die mannhafte Treue wurde Einem so klar. Wenn sie von Dannewang sangen:

— — „Und in Deinem Schooß die Liebe,
In den Wäldern Dein der Friede;“

dann erzählte ihre Stimme, was die Liebe sei; es lag etwas scherzend Herausforderndes darin, allein es schien zugegen zu sein, um den Ausdruck zu verschleiern und noch zauberischer zu machen. Es schien ihm, als erhebe sich aus den alten Liedern und als schwebe in den Lüf-

ten umher, von ihren Tönen getragen, abhängig von ihrem Willen und Gemüthe, all' die Herrlichkeit, all' das Glück, welches das Land heimlich in seinem Schooße trägt und nur seinen auserkornen Kindern schenkt.

Die Sonne war im Sinken, und über Himmel und Erde goß sie einen Reichthum von Licht aus, welchen die Sprache nicht zu beschreiben vermag, weil sie eine solche Nuance von Farben nicht besitzt. Der westliche Himmel war eine goldne Purpurflamme, und feine Wolkenstreifen, die sich unter dem Gewölbe hinstreckten, hatten die Weiße der Schwanenfedern, durchwirkt mit einer glänzenden Vergoldung und Röthe. Der Himmel, an welchem sie ohne scheinbare Bewegung dahin schwebten, war herrlich blau und hatte gleichfalls den Glanz eingesogen, dessen Anmuth man erst dann recht empfand, wenn das Auge sich gen Norden wandte, nach den Wolken hin, die tief unten am Horizonte als blaue Berge standen und durch ihren stillen, melancholischen Ernst die Lichtfreude erhöhten. Was sonst nur zu stören und zu drohen scheint, dient an einem solchen dänischen Sommerabende nur, um die Schönheit zu erhöhen. Das Licht schwand allmählig, allein so langsam, daß es schien, als verweilte es doch und nähme nur an Feinheit und Durchsichtigkeit zu, während Wald, See und Erde, die grünen Kuppen, die spiegelglatte Fläche, die herbstlich gelben Felder in andachtsvolle Stille versun-

ken waren und den Genuß der glänzenden Ruhe athmeten, die ihren milden, zauberischen Glanz über sie goß. Immer mehr und mehr zog das Licht sich gen Westen, immer ahnungsvoller wurden die Farben, während die Menschen, die sie anschauten, gleichsam ihr Wesen immer vergeistigter dem verschwindenden zu folgen wähnten. Noch eine Weile, und das Licht glänzt nur in einem Streifen gen Westen, die Natur schließt ihre Augen, allein ihre Kinder verlieren die Frische nicht. Die Natur bereitet sich auf einen gesunden Schlaf vor — es wird morgen ein schöner Tag sein, sagt der Landmann und schließt sein Thor nach vollendetem Tagewerke.

Maria Elisabeth hatte, über den Bord des Bootes hinausgebogen, in die Gewässer gestarrt, deren glatte Fläche einen magischen Spiegel bildete, welcher den Abendhimmel in sich aufnahm und ihn zur Wirklichkeit zu zaubern schien. Der besondere Klang und der Ausdruck, welcher in der Stimme der Schauspielerin lag und Otto so sehr bezauberte, that ihr gewissermaßen im Herzen weh; in unbewußter tiefer Antipathie wünschte das Kind sich weit hinweg, und die wundervollen Melodieen, an welche dieser Klang sich schloß, schienen ihr aus einer eben so wundervollen Welt herüber zu tönen, als die Welt, in welche sie hinabstarrte, und gleichsam sowohl die Luft wie die Gewässer zu erfüllen. Jedes

Mal, wenn das Kind Otto lauschte, der dann und wann leise rudernd, still bewundernd, seine Stimme an die ihrige schloß, war sie laut zu weinen versucht, allein die Augen des Kindes vermochten nicht die Thränen einer Jungfrau zu weinen. Sie allein schien nicht in der Freude heimisch zu sein, die im Boote sang und klang, sie allein fühlte sich allein. Aber draußen, drunten, war es so still, so rein, so hell, wie in ihrer Kinderseele. Es lockte, es rief ihr mit der Macht der Töne, sie wollte diese Gedanken oder diese Bilder von sich werfen, sie erhob sich, blickte empor und sah, daß es droben nicht so schön sei wie drunten. Sie ließ plötzlich den Kopf sinken, und diese plötzliche Bewegung theilte sich dem ganzen Körper mit — sie stürzte hinaus in dieses magische Reich, in die kühlen Arme des Sees.

Einen Augenblick erschien sie wieder oberhalb des Wassers, und die Segelnden, bei welchen plötzlich jeder Laut verstummt war, sahen sie auf's Neue verschwinden, hinabgezogen durch ihre eigenen Bewegungen.

Eben so schnell war Otto emporgesprungen, hatte seinen Rock abgeworfen und sich hinausgestürzt. Nach wenigen Augenblicken reichte er derjenigen das bewußtlose Kind, welche mit seltener Geistesgegenwart das kleine schwankende Boot in Ordnung gehalten, und jetzt, nachdem sie das Kind in Empfang genommen, reichte sie ihm selbst eine Hand, die Hülfe in der äußersten Noth.

Diese weibliche Seele, die mit angeborenem Sinne und Sehnsucht nach großen Dingen sie nur gleichsam zum täglichen Bedarfe für die Phantasie besaß, während die Wirklichkeit, die sie umgab, kleinlich oder unbefriedigend war, wurde bewegt und hingerissen von dieser kleinen wirklichen That, von den wirklichen Gefühlen dieses Augenblicks von Todesgefahr, Aufopferung und Sieg. Der stille Abend mit seinem Farbenspiele am Himmel und auf dem Wasser wurde ihr plötzlich zu einem romantischen Abende, und sie vermißte vielleicht irgend eine Gestalt, die für diesen Abend und für sie selbst gepaßt hätte. Allein sowohl der Genuß, wie das, was sie vermißte, wurde eben so schnell ein Gegenstand ihrer Reflexion; sie wußte, daß es eine Täuschung war, und doch hielt sie diese Täuschung fest; als wenn Otto wirklich jene Gestalt sei, die sie vermißte, zeigte sie ihm all' jene milde Sorge, all' jene stumme Bewunderung, die es ihr, der Schauspielerin, so leicht war, in einer schönen Weise in Mienen und Bewegungen auszudrücken, vielleicht ohne daran zu denken, welche Zaubermacht sie gleichzeitig über seine Sinne übte, welche täuschende Glückseligkeit sie ihm bereitete.

Maria Elisabeth war schnell zu Bett gebracht worden und befand sich unter der liebevollen und unausgesetzten Pflege der Frau Justizräthin ohne alle Ge-

fahr. Otto wechselte die Kleider und stellte sich bald in der Wohnstube ein, wo Sie am Theetische stand und ihm einen warmen Labetrunk zubereitete. Die Frau Justizräthin trat in demselben Augenblicke wie er hinein, und frug theilnehmend nach seinem Befinden, erwähnte noch einmal seine rasche That und dankte Gott, daß Alles so gut abgelaufen war. Der Justizrath war in einige Gemüthsbewegung gerathen und hatte hoch und theuer geschworen, daß alles Segeln um den Landsitz herum von jetzt an aufhören solle, hatte jedoch, als die Post ankam, sich ruhig hingesetzt, um die Zeitung zu lesen. Der ernste, prosaisch beschäftigte Mann, die herzliche Hausmutter, das interessante fremde Wesen, Heldin der Scene, Königin im Reiche der Aesthetik, sie, die jetzt häuslich den Thee bereitete, während die Strahlen des Mondes durch die Fenster in die Stube hinein fielen und sich mit dem Scheine der Lampe mischten — dieses Alles bildete ein Tableau, welches im Vereine mit dem so eben Erlebten ihm als etwas träumerisch Glückseliges erschien; es war ihm eine bizarre und doch schöne Vermischung verschiedener Bestandtheile des Daseins.

„Ja, aber,“ sagte sie mit einem Lächeln, indem sie sich an die Frau Justizräthin wandte, „sind Sie dessen auch ganz gewiß, daß es die kleine Maria Elisabeth war, welche in's Wasser fiel?“

„Ob ich dessen gewiß bin?“ frug die Justizräthin und machte große Augen; „sahen Sie es nicht selbst?“

„Ja, ich habe dasselbe gesehen, wie Sie; allein ich bin dessen doch nicht gewiß, ob es nicht Undine war, die einen Versuch machte, einen Ritter an sich zu ziehen, und als dies ihr mißglückte, sich selbst in menschliche Gestalt verwandelte. Glauben Sie mir, die wirkliche Maria Elisabeth ist zu Hause und zu Bette.“

„Das ist ja ganz gespensterhaft,“ erwiderte die Justizräthin. „Wer hätte das denn sein sollen, die ich gerollt und geschüttelt habe, damit sie wieder in's Leben zurückgerufen würde, und nachher in Schlaf gewiegt?“

„Natürlicher Weise Undine. Morgen werden wir sie wieder nach Hause begleiten, und inmitten des Waldes wird sie uns davon laufen, wird hinter einen Baum schlüpfen, und die Andere, die wirkliche Maria Elisabeth, tritt hinter diesem Baume hervor, ganz wie es in der Elfenkomödie von Heiberg geschieht.“

„Ach,“ sagte die Justizräthin lächelnd, „jetzt müssen Sie zur Strafe für Ihre Gespenstergeschichte uns in der That Fouqué's Undine erzählen.“

Sie wollte zwar sehr ungern, allein sie nahm die Partie, sich bereitwillig zu zeigen, und mit scheinbarer Geistesfreiheit erzählte sie den Inhalt des Gedichts.

Der Frau Justizräthin ging hierdurch plötzlich ein Licht auf, welches Sie eigentlich gar ungern hätte in

so hellen Flammen auflodern lassen mögen. Auf Otto übte die Erzählung eine ganz andere Wirkung. Er bemerkte wohl, daß irgend eine Hindeutung statt fand, allein er war nicht in Undine verliebt gewesen, und er vermochte deßhalb mit ungetrübtem Vergnügen zu beobachten, daß Berthalda die Liebe Undine's entdeckt, während sie selbst glaubte, ein Recht an den Ritter zu haben. Wenn Jemand zu ihm gesagt hätte: „Du bist coquett gewesen, und hast mit der kleinen Maria Elisabeth der Schauspielerin wegen gespielt," er würde mit tiefem, aufrichtigem Unwillen eine solche Anschuldigung zurückgewiesen haben. Allein hätte man gesagt: „Du bist ganz kindlich gewesen, und hast durchaus keine Nebengedanken gehabt," so würde er eben so gewiß die Augen zu Boden geschlagen haben. Die Wahrheit lag in der Mitte, in dem Unbestimmten und Unbestimmbaren, bei welchem man sich auf dem Wege zum Unrichtigen befindet, allein dasselbe noch nicht erreicht hat. Jedoch jede Frage von Recht und Unrecht war im Uebrigen weit von ihm entfernt, er befand sich in der sehr gefährlichen Situation, in welcher das Pikante, das Versuchende, das Ergötzende eine solche Macht über die Persönlichkeit besitzt, daß jede andere Persönlichkeit an Werth verliert, wenn sie nicht dazu dient, jenen zu schmeicheln. Ob es sich wirklich in Betreff der Liebe Maria Elisabeth's so oder nicht so verhielt, war ganz

gleichgültig; die Hauptsache war der Schein, daß er irgend eine kleine Eroberung gemacht und daß diese ihn in Ihren Augen schmückte.

Ihr Sinn war ein wenig aus dem Gleichgewichte gerathen, weil sie in solcher Weise indirect von Liebe und Jalousie reden mußte, und es war vielleicht Etwas von dieser Unsicherheit — vielleicht Natur, vielleicht ein wenig Kunst — welche ihrem Blicke, als sie ihm gute Nacht sagte, einen eigenthümlichen Ausdruck verlieh. Allein dieser sonderbare, halb schelmische, halb schmachtende Blick vollendete den Sieg über seinen Sinn und seine Gedanken. —

Er betrat sein Zimmer, allein es war ihm unmöglich, zur Ruhe zu gehen; in der stillen, warmen Sommernacht starrte er unverwandt nach ihrem Fenster hinüber; er sah ihre Gestalt sich an den Fenstervorhängen abschatten; er sah bald ihren Arm, bald ihren Kopf in vergrößerten Umrissen an der weißen Fläche dahingleiten, bis plötzlich das Licht erlosch. Allein er starrte noch immer unverwandt nach dem verschwundenen Schatten. Drüben, so schien es ihm, war das Weib, von welchem er so Vieles gehört — es war gefunden .... und war Charles nicht ein wenig jünger, als die „Tänzerin“?

Während sein Sinn in dieser Schattenwelt umherirrte, reifte im Zimmer neben dem seinigen eine Kinderseele heran. Maria Elisabeth ruhte auf ihrem Lager

und betete zu Gott, betete wieder und immer wieder um Verzeihung — nicht weil sie in's Wasser gefallen, denn daran war sie unschuldig genug — sondern sie flehte um Vergebung wegen der störenden Gedanken, die sie gehabt und nicht hatte überwinden können. Aus den irren, lebhaften Gefühlen, die sie als Geister umgaukelten und nicht vollständig wieder verschwinden wollten, suchte ihr Sinn Schutz bei der Mutter und fand bei dieser die Ruhe. Sie betete zu Gott, daß er Otto Glück und Segen schenken möge, flehte auch in kindlicher Schwärmerei seinen Segen auf Diejenige herab, die sie nicht leiden mochte, und fiel darauf in einen ruhigen Schlummer.

Als Otto sich am folgenden Tage auf's Pferd setzte, um wieder hin zu reiten und selbst, so wie im Auftrage des ganzen Hauses sich nach dem Befinden Maria Elisabeth's zu erkundigen, empfing deren Mutter ihn nicht mit derselben Art von Wohlwollen, wie früher. Sie dankte ihm fast in leidenschaftlicher Weise, weil er ihre Tochter gerettet, und dieser leidenschaftliche Dank war in der That herzlich; allein es fehlte Etwas oder es war zu Viel daran, denn in solcher Weise hatte das Verhältniß sich während eines Aufenthaltes von weni=

gen Stunden unter ihrem Dache geändert, daß er keine andern Worte darüber zu vernehmen geglaubt hätte, als die, welche eine Mutter ihrem Sohne hätte sagen können, wenn er die Schwester einer Gefahr entrissen hätte. Allein sie hatte an Maria Elisabeth wohl bemerkt, daß mit ihr irgend Etwas geschehen sei. Sie hatte keine deutliche Antwort erhalten; denn um eine solche zu bekommen, hätte man richtig fragen müssen, und wenn man die Situation nicht gesehen, könne man nicht darauf kommen, die Frage richtig zu stellen. Doch das fühlte sie aus dem Wesen ihrer Tochter heraus, daß derselben irgend etwas Ungewöhnliches widerfahren war, welches nicht gut zu nennen, und daß dieses von Otto gekommen sei. — Ihre Natur war zu durchsichtig, daß Otto nicht eine Veränderung hätte spüren sollen, und es ist überhaupt das Besondere im Verhältnisse zu guten und liebenswürdigen Menschen, daß man in solchen gleichsam einen feinern Sinn bekommt und jede einzelne Nuance ihrer Gesinnung herausfühlt. Vielleicht trug eine geheime Stimme des Gewissens dazu bei, daß er es schärfer auffaßte, jedenfalls aber empfand er, daß ein Unterschied zwischen dem früheren und dem jetzigen Wohlwollen statt fand. Aber dieser kleine Unterschied war das Ganze, war gerade das, welches das Besondere, das Poetische und Ungewöhnliche gebildet, durch welches er sich einige Tage früher glück-

lich gefühlt hatte. Und Maria Elisabeth konnte er auch nicht wieder finden. Die Schauspielerin hatte sie zwar nicht durch ihre Erzählung ihm vollständig in eine Undine umgedichtet, allein irgend ein Undineschein, von welchem sie in der Wirklichkeit durchaus Nichts besaß, war auf sie geworfen. Sie hätte ihm so gern, so unendlich gern die innigste Dankbarkeit bezeugt, allein sie vermochte es nicht; irgend ein Etwas, stärker denn sie selbst, machte sie zurückhaltend; sie glaubte indessen, es verstände sich von selbst, daß Otto ihre Dankbarkeit herausfühlen müsse, selbst wenn sie schwieg. Nur Sandberg dankte Otto mit der ganzen Freimüthigkeit seiner Natur für seine rasche That, allein gerade dadurch wurde das ganze Haus auf gleiche Linie mit Sandberg gestellt, oder mit andern Worten: Otto empfand in diesem Augenblicke recht deutlich, wie irgend Etwas bei Mutter und Tochter sich von ihm zurückgezogen habe, und als er wieder nach Hause ritt, war die Furcht, mit welcher er gespielt, eine wirkliche geworden: das Haus war da nicht mehr.

Es gab wohl zugleich einen andern Grund, weßhalb es nicht länger dort war: er suchte es nicht mit derselben Innigkeit und derselben Einheit des Gemüths, wie er früher gethan. Das Leben dort hatte eine neue Gestalt angenommen; anstatt ihm zu entfliehen, fand er nun darin all' die Befriedigung, welche der Umgang

mit Ihr unter freundlicher Aufmerksamkeit von ihrer Seite und hervorbrechender Leidenschaft von seiner Seite zu bieten vermochte.

Er ritt von Tjörnelund in der Abenddämmerung, und ritt anfänglich sehr schnell; allmählig stellte das Pferd auf eigene Hand seinen Lauf ein, und er bemerkte es nicht, weil er in Gedanken versunken war, die eigentlich keine Gedanken, sondern halb fröhliche, halb mißmüthige Vorstellungen, halb lockende, halb warnende Empfindungen waren, so daß er gleichsam zwischen zwei Willen getheilt war. Er ritt den Hügel hinan, auf welchem er neulich gestanden hatte und mit dem Pfarrer gesprochen. Jetzt geschah ihm hier Etwas, welches er erst nach Verlauf vieler Jahre verstehen lernte. Es schien ihm, als ginge er, anstatt zu reiten, und als stände plötzlich Maria Elisabeth hinter ihm, seinen Arm leise berührend und ihn zurückrufend. Es war ihm, als empfände er die Berührung, als bewege die Luft sich um sein Ohr herum durch ihren Ruf, ohne daß doch irgend ein Laut bemerkbar wurde; er wandte sich um, erwachte aus seinen Vorstellungen, befand sich zu Pferde, und spornte das Pferd zu eiligem Trabe nach Hause.

Allein weßhalb rief der Schatten, den er zu erblicken wähnte, ihn nicht zurück?

Weil derselbe eben nur ein Schatten war und

Nichts gegen die Mächte vermochte, die in seinem Innern walteten, und die ihn dorthin zogen, wohin er hastete. An uns Allen ist es, unser Geschick zu erfüllen, das Geschick, welches von unserm Willen, unserer Natur, von allen den Fäden gesponnen wird, mit welchen wir an das Dasein gebunden sind. Es endigt, so glauben wir, in Dem, welches das Beste oder das Bestmögliche ist.

Wenn zwischen zwei Menschen ein Gefühl obwaltet, welches über das Alltägliche hinausragt, so wirken diese Menschen auf einander durch Mittel ein, die außerhalb des gewöhnlichen Sinnenkreises liegen. In klaren schönen Verhältnissen empfindet der Eine die Betrübniß des Andern, wenn dieser sie auch noch so tief in seinem Herzen vergräbt; allein die einander aufrichtig Liebenden sind sich gleichsam durchsichtig, selbst wenn sie die Augen niederschlagen. Und wo die Leidenschaft zwischen Zweien obwaltet, bringt sie ein magisches Fluidum zuwege, welches sie verbindet, und derjenige von ihnen, der die meiste Leidenschaft besitzt, hat auch den feinsten Sinn für die Eindrücke auf unbekannten Wegen.

Sein Betragen entlehnte die Form nach ihrem Willen. In dem Spiele, welches sie mit ihm spielte, war so viel Ehrenhaftigkeit; sie hatte ein Interesse für ihn gefaßt und wollte auf ihn einwirken. Ein kleines, fast unscheinbares Neigen ihres Kopfes zeigte ihm den

Platz an, wo er stehen bleiben sollte, wenn er sich ihr näherte, seine Haltung nahm nach ihren Forderungen das Gepräge eines Cavaliers an; seine Ausdrucksweise und sein Redesatz richtete sich nach der Eleganz, welche von ihr ausströmte. Es wurde ihm leicht, weil die Höflichkeit und ihre Formen doch im Grunde genommen nur ein Ausdruck des Wohlwollens und des Schönheitssinnes sind. Zwar fühlte er mitunter, daß er ein unsicheres Gemisch von einem Liebhaber und einem Schüler sei, allein diese Schule übte einen Zauber auf ihn, dem er sich weder entziehen wollte, noch konnte. Selbst seine halben Versuche, Rebellion zu machen, gewährten ihm einen Genuß, weil sie gegen diese ihre Gewalt anwendete, und ihre leichte liebenswürdige Ueberlegenheit zeigte, und während sie ihn nach einer Seite hin besiegte, hob sie ihn nach einer andern.

Die Frau Justizräthin und sie saßen eines Vormittags vor der offenen Thür der Gartenstube, beschäftigt mit irgend einer Handarbeit. Sie war von einer Morgentracht umhüllt, die durch ihre reiche Einfachheit immer wieder die Seitenblicke der Justizräthin auf sich zog. Auf dem Kopfe saß eine ganz kleine Haube so lose, als sei sie in der Eile dort vergessen worden, aber so anmuthig, daß es schien, als sei der Zufall vor lauter Hast genial gewesen. Otto, welcher

in einiger Entfernung, ein Buch in der Hand, Platz genommen hatte, versuchte zu lesen, allein seine Augen und seine Sinne kehrten immer wieder zu ihr zurück und sogen dort in tiefen Zügen das größte Wohlbehagen ein.

Die Justizräthin hatte von dem Ceremoniell und dem steifen Tone gesprochen, welcher auf dem Lande unter vielen Familien, und namentlich unter den Damen, obwaltete. Otto mischte sich in das Gespräch und deutete darauf hin, wie sehr doch die ehrliche Natürlichkeit der Verfeinerung vorzuziehen sei, und wie es doch ein Unglück sei, daß ein Verstoß gegen die unbedeutendsten Formen einen Menschen herabsetzen könne, der es doch gut meine. Die Justizräthin gab ihm Recht, allein sie meinte, etwas Form sei doch wohl nothwendig.

„Ja . . . aber alsdann haben wir ja wieder das Ceremoniell,“ sagte er.

„Es dürfte eine sonderbare Gesellschaft sein,“ nahm sie das Wort, „wo die Leute zusammenkämen, um gegen einander ehrlich und aufrichtig zu sein. Wie hätte man sich denn wohl zu betragen, wenn man mit seinen geheimen Feinden zusammenkäme?“

„Seinen Feinden trotzt man,“ antwortete Otto.

„Ja, das ist ganz gut, aber dann müßte die Polizei zugegen sein, um Ordnung zu halten, und

alsdann würde doch das Gesellschaftsleben eine Unmöglichkeit sein. Nein, Jeder, der an der Gesellschaftlichkeit Theil nehmen will, muß sich den guten Ton, muß sich Höflichkeit und Lebensweise angeeignet haben, dadurch erst wird man zu Hause überall in allen Klassen."

„Aber so betrachtet ist das gesellschaftliche Leben doch eigentlich nur ein Zwang, anstatt eine Annehmlichkeit."

„Das glaube ich doch nicht. Die Beachtung einer Menge Regeln hat an sich eine Annehmlichkeit, und diese Regeln zu übertreten, etwas Unangenehmes. Versuchen Sie es z. B., die Stellung einzunehmen, in welcher Sie oft Tänzer oder Tänzerinnen erblicken: beide Arme über den Kopf emporgestreckt, den Körper etwas vornüber gebeugt. Lassen Sie nun den linken Arm und zu gleicher Zeit auch den linken Fuß um etwas vorgeschoben sein, so werden Sie eine unangenehme Empfindung haben. Lassen Sie aber den linken Fuß und den linken Arm vorgeschoben sein, setzen Sie sich in die rechte Stellung, dann haben Sie dieselbe Empfindung, als wenn ein reiner Accord angeschlagen wird. Ganz in derselben Weise hängt es mit der Höflichkeit zusammen; sie ist ihre eigene Freude, aber Diejenigen, die sie täppisch nachmachen, gerathen in

Disharmonie mit sich selbst und rufen nur Störung hervor."

„Das war eine sehr schöne Bemerkung," sagte Otto. „Sie hat etwas Aehnlichkeit mit der Lehre von der Musik, welche die Himmelskörper der Sage nach während ihrer harmonischen Bewegung im Sonnensystem hervorbringen."

„Wirklich? So habe ich ganz gelehrt gesprochen, ohne es zu wissen."

„Aber," fügte er hinzu, „die Mode ist doch ein Zwang und eine Willkür."

„Ja, das werden Sie doch nicht leugnen können, daß die Moden, die uns alle Augenblicke zugesendet werden, etwas Willkürliches an sich tragen," sagte die Justizräthin.

„Ich bin jedoch ganz davon überzeugt, Frau Justizräthin, daß Sie nicht die Moden ganz und gar so annehmen, wie sie Ihnen geboten werden, sondern daß Sie wohl dafür Sorge tragen, sie in Etwas Ihrem Geschmacke anzupassen."

„Ja, das ist wahr," antwortete die Justizräthin geschmeichelt.

„Ich hege die Vermuthung, daß die Mode durch irgend Etwas entsteht, wodurch liebenswürdige Personen Bewunderung erwecken; geschmackvolle Leute ahmen nun ihre Ideen mit Geschmack nach, und allmählig

kommt nun die Idee zu Denjenigen herab, die eben nur nachahmen; diese beugen sich unter dem Joche, weil sie geborne Sclaven sind.“

Die Schwester der Justizräthin war hinzugekommen und sagte:

„Man ist aber keine Sclavin, weil man nicht gerade frei wie der Vogel in der Luft ist.“

„Nein,“ antwortete sie, „dies war vielleicht auch ein zu starker Ausdruck .... aber das ist schön, daß Sie kommen, ich muß hier jetzt gerade den Grund ausfüllen — — soll ich denselben weiß oder schwarz machen?“

„Nun, das versteht sich doch von selbst, daß der Grund schwarz sein muß.“

„Ja, das schien mir wirklich das Geschmackvollste zu sein.“

. . . .

Ein anderes Mal sprachen sie von einem der Professoren an der Universität; sie sagte:

„Wie er auf dem Katheder ist, vermag ich nicht zu beurtheilen, allein in der Gesellschaft steht er immer auf dem Katheder. Man kann ihn um Nichts fragen, ohne daß er darüber sofort eine Vorlesung hält.“

„Das ist ja gerade interessant,“ warf Otto ein.

„Ja, ja, aber in der Gesellschaft ist es besser, daß ein gelehrter Mann seine Kenntnisse dazu verwen=

det, geistreiche Bemerkungen auszustreuen, damit das Gespräch nicht stockt. Ein Herr muß reden, damit die Damen Veranlassung bekommen, Etwas zu sagen."

Der Justizrath, der etwas seitwärts saß und las, brummte vor sich hin:

„Ja, ja, er soll der Accoucheur der Schöngeisterei der Damen sein."

Otto beeilte sich, zu sagen:

„Sie fordern also, daß die ausgezeichnetsten Männer der Wissenschaft ihren Geist zum Diener des gesellschaftlichen Lebens machen sollen . . ."

„Ja," antwortete sie, „der Mann der Wissenschaft muß in der Gesellschaft liebenswürdig sein und darf durchaus nicht als Fachmann auftreten."

„Aber weßhalb lauschten Sie denn mit so ersichtlichem Vergnügen vor einigen Tagen dem Hegereiter?"

„Dem Hegereiter? Was war das mit ihm?"

„Nun, saß er doch die ganze Zeit und sprach nur von sich und seinem Walde, seinem Wild, seinen Flinten und Hunden!"

„O ja, ja, jetzt entsinne ich mich; ach, der prächtige Hegereiter! Ja, das ist ein Mann, das ist ein Mann, wie er sein muß."

„Aber wie bringe ich doch das in Einklang mit Ihrer Kritik über den Professor?" fragte Otto mißmuthig.

Mit einem plötzlichen Ausbruche von Fröhlichkeit rief sie:

„Ja, das weiß ich nicht!“

Er empfand sehr wohl, daß diese Fröhlichkeit ein scherzender Hohn über seinen Mißmuth war, und indem er schnell sein Antlitz in fröhlichere Falten legte, sagte er:

„So lehren Sie mich doch das Geheimniß, der Mann zu sein, wie er sein muß; denn das werden Sie doch gestehen, daß es nicht leicht einzusehen ist, weßhalb ein Gespräch vom Forstwesen und von der Veterinairschule gesellschaftlich passender ist, als von der Geschichte oder der Astronomie.“

„Erstens,“ antwortete sie, „duftet der Forst oder der Wald angenehmer, als die verschimmelten Blätter der Bücher oder die messingenen Fernröhre.“

„Ja, das heißt man einen subjectiven Grund,“ rief er.

„Was meint nun der Herr Professor damit?“

„Ich meine, daß man auf Andere treffen könnte, die vielleicht sagten: Lassen Sie mich in Ruhe mit Ihrem Forstwesen, ich liebe die alten Chroniken, erzählen Sie mir Etwas von Saxo Grammaticus, oder vom Sternenhimmel.“

„Ja, darin haben Sie gewiß ganz Recht,“ erwiderte sie.

„Und das sagen Sie so sorglos und vergnügt, als wenn alle Ihre Behauptungen nicht dadurch bereits eingestürzt wären?“

„Nein, hören Sie doch, Frau Justizräthin, wie er, einem alten Pedanten gleich, darnach jagt, Recht zu behalten, ganz wie Erasmus Montanus in der Heiberg'schen Komödie. Wagt er es nicht, seine Rechthaberei sogar gegen Damen geltend machen zu wollen! Auf die Kniee, Verbrecher! Knieen Sie nieder vor der Justizräthin und vor mir, und thun Sie Buße und Beichte dem ganzen weiblichen Geschlecht!“

Er kniete nieder, allein in demselben Augenblicke wechselte auch seine Gedankenrichtung, sein Gemüth und seine Sinne knieten, sein Blick huldigte ihr, und indem sie mit stillem Behagen diesen jugendlichen Blick gewahr wurde, ergriff sie lächelnd eine Reseda, berührte drei Mal seine Schultern und sprach:

„Sei gehorsam, sei liebenswürdig, sei ein Hegereiter!“

„Euch sei die Ehre, Ihr edlen Frauen und Jungfrauen! Hier schwöre ich, zu knieen, bis ich erfahren habe, weßhalb dieser Hegereiter liebenswürdig ist.“

„Ja, das gehört zu den Dingen, die nicht in Worte zu fassen sind; das muß im Umgange abgelauscht werden. Begeben Sie sich zum Hegereiter!

Geben Sie sich bei ihm in die Lehre! Nehmen Sie Stunden bei ihm! Bewegen Sie ihn, daß er jungen Studenten einen Kursus ertheilt."

Bei diesen letzten Worten erhob Otto sich unwillkürlich, seinen Eid vergessend, denn sie führten das Bild von Diplomaten und Offizieren im ersten Parquet, von den Elegants an seiner Phantasie vorüber, neben welchen der Student in Schatten treten muß.

„Darf ich Sie ersuchen, gnädige Frau, daß Sie die Gerichtsbarkeit dieser Burg in Ausübung bringen, und ihm befehlen, daß er knieend verharrt!"

„Auf die Kniee!" sagte die Justizräthin mit erhobener Stricknadel.

„Ich will," seufzte er, indem er wieder auf die Kniee sank, „aber Frau Justitia, geruhen Sie denn auch zu befehlen, daß man mir die Erklärung giebt."

„Ja; wollen Sie so gut sein und sich erklären?" sagte die Justizräthin.

„Ach, gnädige Frau, Sie haben Unrecht, er wird gar zu weise werden. Aber es sei: — der Hegereiter gab uns seine Blumen, damit wir sie aufheben, uns damit ausputzen, oder sie entzwei zupfen und in alle Winde werfen könnten, ganz wie es uns beliebt, wohingegen der Herr Professor seine Blumen hervorbringt, dieselben in einen Kranz flicht, diesen Kranz

auf seinen eigenen Kopf drückt und sich in unserm bewundernden Blicke spiegelt.“

„Sie haben ganz Recht, so muß es sein; sie sind Alle insgesammt tributpflichtig geboren,“ sagte die Justizräthin — und seufzte.

Der leise Seufzer, der in dem Augenblicke laut wurde, in welchem Otto sich erhob, veränderte ganz die Scene; er wurde das Symbol des tributpflichtigen Geschlechts, das sich von seinem kurzen Knieen zur Herrschaft erhebt; ihr Seufzer war die ersterbende Kriegsmusik der Besiegten, und es berührte Otto mit einer Prophezeihung von der Wollust der Eroberungen. Und sei es nun Natur oder Kunst, sie hatte in demselben Augenblicke ihr Auge zu Boden gesenkt und erlaubte der Phantasie jedwede Ahnung darüber, welche weibliche Verheißung wohl unter den langen seidenen Wimpern verborgen liege.

Der Justizrath hatte sich indessen die Sache überlegt, hatte das Buch und seine Briefschaften verlassen und sagte nun:

„Mir scheint, ich hörte Dich seufzen, Mütterchen. Darf ich wohl fragen, ob ich nicht ehrlich meinen Tribut bezahlt habe?“

„Nein, Herr Justizrath,“ fiel sie schnell ein; „Sie haben mir versprochen, daß ich den Garten des Grafen zu sehen bekommen sollte.“

„Nun, da bin ich also in einen Regen von Sticheleien hineingerathen, ohne es zu bemerken. Das also meinte man mit Pflicht und Tribut. Nils!“ rief er aus dem Fenster hinaus, „Nils, laß den bedeckten Wagen anspannen und vorfahren. — Ob wir wohl unterwegs die Frau Pastorin aufnehmen, meine Damen?“

„O ja, das war ein vortrefflicher Einfall,“ sagte sie, als wenn sie nicht bemerkt hätte, daß der Justizrath mit dieser Vergrößerung der Gesellschaft sich daran zu rächen wußte, daß die Spazierfahrt eine gezwungene sei.

Als sie sich dem Parke des Schlosses näherten, meinten die Frau Pastorin, die Justizräthin und ihre Schwester, daß sie viel Zeit gewinnen würden, wenn sie, während sie, der Justizrath und Otto die Anlagen besähen, einen Besuch in dem nahe liegenden Pfarrhofe machten; sie hätten doch den Park, den Garten und die Treibhäuser so oft gesehen, und irgend eine Hoffnung, die sogenannte Schatzkammer des Grafen zu sehen, sei doch nicht vorhanden. — Sie trennten sich also.

Unterdeß hatte man den Diener hinaufgesendet, um zu fragen, ob der Zutritt gestattet sei; man erhielt eine höfliche bejahende Antwort, und nachdem man eine Weile im Garten umherspaziert war, trat der alte Graf

selbst zu ihnen heran, um sie herumzuführen. Die nöthige Präsentation fand Statt, und der alte Herr drückte mit so vieler Ueberraschung, wie die vollendete Lebensart es erlaubt, seine Freude über diesen Besuch aus, und äußerte einige Worte, in welchen eine herzliche, geistreiche Anerkennung sich selbst Mäßigung aufzuerlegen scheint, damit sie nicht das Aussehen alltäglicher Schmeichelei erhält. Das Angenehme und Gewinnende in dem cavaliermäßigen Anstande des Grafen steigerte sich noch durch die Ehrfurcht, welche sein Alter einflößte, und durch die Forderung, die er allerdings zu machen berechtigt schien: eher ein Gegenstand der Aufmerksamkeit zu sein, als sie zu beweisen.

Sie befand sich hier, bei der Beobachtung aller Regeln der Höflichkeit, der Feinheit und Anmuth, vollkommen in ihrem Elemente, wenigstens kam es Otto so vor. Sein Auge war nicht geübt genug, um zu sehen, daß sie zum Theil das spielte, was dem Grafen zur zweiten Natur geworden war, während er nur das gab, was als Tradition in seiner Familie lebte. Ihr einziger Fehler war, daß sie in allem Ernste die vornehme Dame vorstellen wollte, und diesen Fehler konnte Otto nicht bemerken. Er studirte eifrig diese kleinen Artigkeiten, diesen leichten Ton, der gleichsam spielend das Mühsamste trug: von Nichts zu reden, die Ausdrücke des Vergnügens zu variiren,

während die Gegenstände desselben fast immer dieselben blieben, den Sinn oder wenigstens das Wort lebhaft um eines Andern willen in Bereitschaft zu haben und zu gleicher Zeit richtig zu gehen, sich richtig zu drehen u. s. w. — und unterdeß beging er selbst kleine Verstöße, weil der Graf, seiner Aufmerksamkeit gegen sie ungeachtet, ihn durchaus nicht aus dem Gesichte ließ, sondern ihn mit eben so vieler Höflichkeit behandelte, als sei er ein Prinz im Gefolge einer Prinzessin.

Sie betraten einen ziemlich großen Platz im Parke, wo eine Sammlung südländischer Bäume, umgeben von schützenden Buchen, Eschen und Tannen, angepflanzt war, und zwischen welchen die Blumen einer warmen Himmelsgegend zum vorläufigen Sommeraufenthalte auf Flächen von sammetweichem Rasen gepflanzt waren. Hier waren so schöne Farben und ein solcher Duft zugegen, daß sie in Wahrheit ausrufen konnte:

„Ah, das sieht ja aus, als habe der Süden einmal sein Hoflager nach dem Norden unter den Schutz der Barbaren verlegt!“

„In der That,“ sagte der Graf, „einen bessern Lohn für jahrelange Arbeit an dieser Anlage hätte ich nicht wünschen können, allein sie ist noch nicht fertig, hier sind wir noch immer bei der Arbeit.“

Hinter dem Platze, wo sie standen, in einer schönen hügeligen Landschaft, lag ein halb vollendetes Gebäude; verschiedene marmorne Fliese und eine Säule lagen im Grase daneben.

„Ja, das wird lange währen," sagte der Graf, „bis das Gebäude fertig sein wird. Mein Sohn wird es wohl vollenden müssen."

Es wehte aus diesen Worten ein Geist, wenn auch nicht gerade der Unsterblichkeit, so doch der stolzen Unendlichkeit dieser irdischen Geschlechter; der Horizont der Seele schien sich diesem alten Herrn gegenüber zu erweitern, der unverdrossen baute und wirkte, die Vollendung seinen Nachkommen überlassend.

„Allein könnte das nicht schnell fertig gebaut werden?" fragte sie.

„Ja, es könnte, wenn wir mehr darauf verwenden wollten, als was uns die Einnahmen eines jeden Jahres erlauben."

„O, hier nimmt man doch nicht die Rücksichten, die sonst andere Sterbliche beschweren!"

„Weßhalb nicht? Wir leben von unserer Arbeit . . ."

Sie lächelte.

„. . . Ja gewiß, vom Kapital, von Ordnung und Geschicklichkeit und von dem Glück, welches uns Gott schenkt — nicht wahr, Herr Justizrath Paulsen?"

„Ja, Herr Graf. Namentlich ist es Nichts, ohne Kapital Gutsbesitzer zu sein. Allein es waltet doch immer ein Unterschied zwischen Betriebskapital und Reichthum ob.“

„Ja allerdings; aber was ist Reichthum? Ich entsinne mich sehr wohl, daß ich, als ich in meiner Jugend nach Paris kam und am Hofe vorgestellt wurde, mir einbildete, ich würde dort durch meine Brillanten Erstaunen erregen. Allein der junge Duc de Noailles überstrahlte mich, gerade wie die Sonne eine arme Laterne überstrahlt, und als ich vollends die Majestät auf einem Hofballe erblickte, woselbst er nur einen einfachen Brillanten trug, ja da waren sowohl die meinigen wie die des Herzogs nur wie zur Einfassung um diesen geschaffen, wie es ja auch sein muß, denn um den Glanz der Krone sind die Edelleute die Brillanten ... der Adel und das Genie,“ fügte der alte Graf hinzu, und hätte gern, weil der Gedanke ihn hingerissen hatte, aus Höflichkeit noch hinzugefügt: der Adel, das Genie und Justizrath Paulsen.

Er fuhr aber fort:

„Alles, was adelig, wie wir in alten Tagen sagten, oder wie es jetzt heißt, Alles, was edel ist, was groß und schön in einem Reiche ist, bringt dem Throne seinen Tribut dar, und aus diesem entsteht der Brillant der Krone, mag diese tragen, wer da will,

ganz wie der herrliche Brillant in der Natur von all dem Glanze zusammengesetzt zu sein scheint, welcher im Himmel, im Meere und auf der Erde ist, und nur unverwelklich gemacht worden ist.“

„Aber in Athen,“ fiel Otto ein, „gab es doch keinen Thron, welchem die Genies ihren Tribut darbrachten.“

„Nein, mein junger Freund, das war allerdings dort nicht der Fall, aber wie lange dauerte auch die Herrlichkeit Athens? Die Krone stellt das Unvergängliche vor; und zur Vergeltung dessen, was man ihr opfert, verleiht sie wieder Bestand und Dauer . . . . doch verzeihen Sie einem alten Manne seine veralteten Anschauungen.“

Aufgemuntert von ihrem Blicke, die Geistesgegenwart nicht zu verlieren, antwortete Otto:

„Muß denn der Aeltere um Entschuldigung bitten, wenn er die Jugend belehrt?“

„Das war sehr schön gesagt, mein junger Freund,“ erwiderte der Graf und that, als drückte er seine Hand. „Aber, wie gesagt, der Brillant ist das bewunderswürdigste Product. Welche wunderbare Farbe, welchen Glanz wirft nicht der rothe Rubin, oder der Smaragd! und welches Vergnügen gewährt es nicht, das mysteriöse Spiel des Brillanten vom reinsten Wasser zu beobachten!“

„Und doch wirft man uns vor, daß wir die Brillanten so sehr lieben,“ sagte sie.

„Nein, nein,“ berichtigte der galante alte Herr, „man belobt Sie nur Ihres guten Geschmackes wegen und beklagt sehr oft den edlen Stein, daß er bei Ihnen der Verdunkelung ausgesetzt ist.“

„Der Graf meint, wir mißbrauchen ihn zum Putz, anstatt ihn zu schätzen wegen seiner eigenen Schönheit.“

„Wahrhaftig, mein charmantes Fräulein, das würde ich kaum zu denken gewagt haben!“

„Gestehen Sie es nur, Herr Graf, gestehen Sie es nur, daß Sie nicht einmal glauben, daß eine Dame im Stande sein würde, Brillanten unparteiisch zu schätzen.“

„O, ich bin Gott Lob in der Lage, diesen schrecklichen Verdacht sogleich von mir wälzen zu können, indem ich Sie bitte, daß Sie meiner Schatzkammer, wie wir hier zum Scherz sagen, auf einige Augenblicke Ihre Aufmerksamkeit schenken.“

Mit einem fröhlichen, triumphirenden Blicke auf den Justizrath nahm sie den dargebotenen Arm des Grafen, und die kleine Gesellschaft schritt nun auf das Hauptgebäude zu, indem sie durch Alleen im altfränkischen Geschmacke mit ausgeschnittenen Nischen wan-

derten, in welchen Gypsstatuen im Hirtenstyle lehnten. Diese Statuen waren zum Theil ziemlich geschmacklos, zum Theil beschädigt. Otto, der von dem Orte beherrscht wurde, wagte zwar nicht eine Kritik, aber er blickte doch mit Verwunderung diesen Schauplatz an. Sie traten in eine große Gartenstube, deren Wände über und über mit Familienportraits behangen waren, die Otto sofort zu betrachten begann, während der Graf sich entfernte und Sie mit einem schnellen Blicke auf einen offenbar soeben verlassenen Nähtisch in einem Lehnstuhle Platz nahm; der Justizrath ging im Zimmer auf und ab.

Der Graf kam zurück mit einem Kästchen, welches er öffnete. Sie hatte große Mühe, ihre Täuschung zu verbergen, denn sie hatte Diademe, Halsbänder, Ohrgehänge, Busennadeln und dergleichen Geschmeide erwartet, und hier erblickte sie nur einzelne Steine ohne Einfassung, symmetrisch auf grünem Sammet geordnet, von der Größe einer großen Bohne bis zu der einer kleinen Erbse hinab.

Allein indem der Graf wieder seinen Lieblingsschatz erblickte, strahlten seine matten blauen Augen, und er bemerkte nicht, daß ihre innersten Gedanken ganz anderswo hafteten, während sie pflichtschuldigst bewunderte.

„Und sehen Sie wohl,“ sagte er endlich, „mit

einer einzigen Handbewegung steckt man das Ganze in die Tasche und geht seiner Wege."

„Und geht seiner Wege?"

„Ja. Wer bürgt uns denn, daß nicht einmal wieder die Zeiten kommen, wo die Schlösser gestürmt werden, und der Pöbel Könige und Herren hinrichtet, oder sie in Verbannung treibt und ihre Güter als Nationaleigenthum confiscirt?"

„O, hier bei uns hat das keine Gefahr!" fiel der Justizrath ein.

„Nun man weiß nie, was geschehen kann," antwortete der Graf und zuckte die Achseln.

„Das wird schon zusammenhalten, Herr Graf, seien Sie unbesorgt."

„Haben Sie wohl bemerkt," sagte der Graf, während es schien, als bewunderte Sie vergleichend die edlen Steine — „daß hier in unserm Lande ein sonderbarer und unversöhnlicher Streit zwischen dem Alten und dem Neuen obwaltet? — Wir hatten vor einiger Zeit hier den Besuch eines englischen Baronets und dadurch wurde ich recht auf eine Vergleichung geführt. Das, was die englische Politik so interessant macht, ist die feste Grundlage, auf welcher alle Parteien sich befinden. Man kann Alles, was man vernünftiger Weise will, und deßhalb ist das constitutionelle System ein Segen; jede Ministerveränderung hat im Grunde

keinen andern Sinn, als daß das Schiff während seines Lavirens auf dasselbe unverrückbare Ziel hin eine Schwenkung zu machen hat. Aber sehen Sie, Herr Justizrath, hier bei uns ist keine feste Grundlage. Ich erkenne sehr wohl die ehrenwerthen Männer der Opposition an, allein man merkt es ihnen immer an, daß sie selbst nicht daran glauben, daß sie das können, was sie eben wollen."

„Ja, aber wie so denn, Herr Graf?"

Die Ritterlichkeit und Höflichkeit des Grafen hatte hier eine harte Probe zu bestehen: er mußte, wenn er dem Justizrathe antworten und eines seiner Lieblingsthemata behandeln sollte, die Conversation mit der Dame versäumen.

Allein diese blickte ihn fragend und zwar mit einem so vortrefflichen Ausdrucke an, als wenn das Interesse, ihn reden zu hören, auch den Gegenstand interessant machte.

„Ich meine es folgendermaßen," fuhr der Graf fort. „Man spricht von Nationalität, und es giebt zwei Nationalitäten; man spricht von Freiheit, und es giebt in dem Staate zwei Parteien, welche die Freiheit dazu gebrauchen möchten, einander zu bewältigen. Ein dänischer Staatsmann soll aus ganz fertigen Gegensätzen eine Einheit bilden, er soll das Schiff aus einander widerstrebenden Elementen zimmern, bevor er

es auf's hohe Meer führen kann, und deßhalb, glaube ich, hat jeder dänische Politiker — das heißt, jeder ehrliche — ein geheimes Gefühl, daß seine Kraft nur ein Wort ist, und wenn er endlich handeln soll, ist er dazu versucht, dort zu beginnen, wo Lord Castlereagh endete."

„Und womit endete Lord Castlereagh, Excellenz?" frug sie.

„Er brachte ein Rasirmesser in einer funesten Weise an," antwortete der Graf.

„Mein Gott! . . . Dann ist die Politik ja in der That ein schreckliches Ding!"

„Ja, mein liebenswürdiges Fräulein, uns Allen geziemt es, zu Gott zu beten, daß er dem Rathe des Königs Weisheit und Glück schenke. Wir Andern müssen Jeder in seinem Kreise das Gute üben, welches wir mit unsern geringen Mitteln zu üben vermögen, und im Uebrigen müssen wir darauf vorbereitet sein, daß Nichts gesichert ist. Tagtäglich wird das Heiligste und Ehrwürdigste unterminirt, die Völker werden herbeigerufen, um den gordischen Knoten zu lösen, und sie sind gesonnen, ihn mit Hammer und Beil zu lösen, sie wollen das Thor einschlagen und die Erinnerungen der Vorzeit aus dem Fenster werfen, weil sie sich von der Vorzeit nicht frei zu machen vermögen."

„O," sagte Sie mit einem eigenthümlichen Blicke.

Otto hatte, während er doch aufmerksam dem Gespräche lauschte, immer die Familienportraits betrachtet: gerüstete Männer neben ihren Gattinnen in dunkler Tracht mit krausen Halskragen, die Männer mit Allongeperrücken, die Frauen in hellen, tief ausgeschnittenen Kleidern mit hoch aufgesetztem gepudertem Haare. Er begriff jetzt erst recht die Größe dieses Herrensitzes und dieses Geschlechtes, seine eigene Persönlichkeit schrumpfte zusammen, und während er bewunderte, war es ihm fast, als habe er selbst weder Eltern noch Voreltern. Die Worte des Grafen klangen ihm als eine Erzählung von schon geschehener Profanation.

„Das nennt man also Ahnen!“ sagte er, als eine Pause eintrat; „das ist der ritterliche Adel!“

„In unserer Zeit adelt das Talent,“ sagte der Graf mit einer zierlichen Verbeugung vor ihr: „Roscius, Mars, Talma, Phidias, Shakespeare sind seine Ahnen. Das ist das Einzige, von welchem man mit Bestimmtheit weiß, daß es jede Veränderung überleben wird.“

Ein Diener brachte einige Erfrischungen und flüsterte dem Grafen einige Worte zu.

„Meine Frau befindet sich leider nicht wohl,“ warf er leicht hin, indem er den Wein einschenkte.

Es wurden noch einige schöne Worte gewechselt und man brach auf.

Sie war sehr aufgeräumt, als sie wieder auf die

andern Damen traf, und erzählte von Allem, was sie gesehen hatte.

„Waren Sie oben im Schlosse?“ frug die Justizräthin mit einem Blicke auf ihren Mann.

„Ja, gewiß waren wir im Schlosse, das hörst Du doch.“

„Nun, was sagte die Gräfin?“ frug die Frau Pastorin.

„Sie befand sich nicht ganz wohl,“ antwortete die Schauspielerin gleichgültig.

„Aber die junge Gräfin und die Comtesse?“

„Ich glaube, die waren auf Besuch in der Umgegend,“ sagte der Justizrath.

„Nein, das waren sie wahrhaftig nicht,“ sagte die Frau Pastorin, „wir sahen sie am Fenster stehen, wenn auch nur einen Augenblick, als Sie Abschied nahmen.“

„Damit ich es nicht vergesse, Frau Pastorin,“ rief der Justizrath, „der Graf erzählte mir, daß das Ministerium in der Sache mit dem Gemeindvorstande resolvirt habe, und daß Ihr Mann im Unrecht geblieben ist.“

Eine kleine Schnepfenjagd, an welcher der älteste Sohn des Grafen und ein jüngerer Sohn und ein Neveu Theil nahmen, gab die Veranlassung, daß Otto

und der junge Paulsen einer Einladung des Grafen Folge leisteten. Die alte Gräfin war an diesem Tage wirklich unwohl und zeigte sich nur einen Augenblick; die junge Gräfin machte die Honneurs.

Als man zur Tafel gehen sollte, betrachtete Otto es als sein Recht und seine Pflicht, die Damen des Hauses zu führen. Er hatte gesehen, daß es so Sitte war im Hause des Justizrathes, wenn dort Gesellschaft war; er hatte etwas Aehnliches auf der Bühne gesehen, und aus ihren Lehren hatte er es eingesogen, daß es so sein müsse. Als er etwas ängstlich und alle seine Sinne für eine mögliche Kritik geschärft, der jüngern Gräfin den Arm bot, sagte sie, indem sie denselben annahm: „O, ich danke Ihnen; —“ in einem Tone, als hätte sie noch hinzufügen wollen: „Sie sind gar zu gütig,“ oder: „Gar zu große Ehre.“

Er wußte jetzt nicht recht, ob er so unglücklich gewesen sei, eine Fadaise zu begehen, oder ob sie es war, die nicht wahre Bildung genug besaß, um zu erkennen, daß die Regeln einer guten Erziehung auch außerhalb ihres Kreises zu Hause seien; jedenfalls glaubte er durch die wenigen Worte und durch den Ton, in welchem sie gesprochen wurden, den weiblich adligen Hochmuth herauszufühlen. Die Alcibiadesnatur war gekränkt und nahm heimlich ihre Zuflucht zu der Reflexion oder fiel unwillkürlich auf Goethe's Worte:

„Und wär' ein Mädchen noch so blöde,
Und wären Weiber noch so spröde,
Doch Allen wird so liebebang
Bei Zaubersaiten und Gesang.“

Der alte Graf hingegen war jetzt wie vorhin der höfliche Weltmann, und behandelte die jungen Menschen mit der Würde seines Alters, aber zugleich als seine ihm ebenbürtigen Gäste.

Nach dem Kaffee, während die beiden Jüngeren Billard spielten, machte er einen kleinen Spaziergang im Garten, und als es dunkel wurde, bat er die Gäste, zu entschuldigen, daß er als alter Mann seinen Gewohnheiten nachgebe und sich etwas früher zurückziehe. Otto wollte sich nun verabschieden, allein der junge Paulsen wünschte zu bleiben. Man versammelte sich in der Gartenstube, die Diener brachten Lichter und verschlossen die Fenster, die zwei Damen zogen Albums hervor und bestrebten sich, eine Conversation mit den Gästen einzuleiten, die jungen Grafen ließen einen Spieltisch hervorsetzen und begannen Whist en trois zu spielen. Otto, der auf Alles, was das höhere Gesellschaftsleben betraf, so genau Acht gegeben hatte und eine so große Sehnsucht darnach verspürte, wußte nicht recht, sei er ein Wilder, sei er ein Ultracivilisirter.

Aus den Antworten, die er später auf jede Frage, wie er sich in der gräflichen Familie amüsirt habe, ver-

lauten ließ, bemerkte Sie, daß irgend Etwas nicht richtig sei, und wünschte ihn allein zu sprechen. Gegen Abend, als die Kinder zur Ruhe gebracht werden sollten, schlug sie der Frau Justizräthin einen Spaziergang vor; die Justizräthin aber entschuldigte sich, eben weil die Kinder zur Ruhe gebracht werden sollten, und bat sie, Otto Kröyer als Begleiter zu wählen, sie selbst würde sie in einer halben Stunde aufsuchen.

„Hören Sie nicht, welchen ehrenvollen Auftrag die Burgfrau Ihnen giebt? —“ wendete sie sich an Otto, der sich gleichgültig stellte, damit er seine Freude nicht verriethe. —

„Ihren Arm, Herr Marquis . . . figürlich gesprochen, natürlicher Weise.“

Sie waren nicht gar weit gegangen, als er auch schon Alles gebeichtet hatte. — „Bin ich es nun, der ich mich geirrt habe, oder sind die Menschen wirklich roh?“

Sie hätte hier antworten können: „Nein, allein oft verstehen diese Menschen sich nicht auf das Menschliche; sie glauben, daß gewisse Formen und Rücksichten ausschließlich ihrer Kaste gehören, und daß man durchaus kein Böses thut, dieselben gegen Leute unbeachtet zu lassen, die nach ihrer Meinung sich gar nicht darauf verstehen.“

Sie antwortete in der Wirklichkeit jedoch: „Ja,

bei ihnen ist Alles nur ein Firniß, und in unbedachten Augenblicken bricht immer das wahre Innere hervor. Sie kennen doch die Geschichte mit der adligen Dame, die sich in der Wirklichkeit ausließ: „„Wir haben dieses Jahr eine solche Menge Obst im Garten, daß es sogar dem Hauslehrer nicht verwehrt ist, so viel davon zu essen, wie ihm gelüstet.““ — Was sagte der junge Herr Paulsen dazu?“

„Nun, ihn schien das Alles nicht zu kümmern. Er saß da und sprach mit der Comtesse und wollte durchaus bleiben, um zu Abend zu essen.“

„Paulsen ist ein vernünftiger junger Mensch . . . nicht wahr, der Graf hat mehrere Predigerstellen zu vergeben?“

„Paulsen studirt aber Jurisprudenz.“

„Nun dann hat er vielleicht irgend ein Amt als Gerichtsdirector oder so Etwas zu besetzen.“

„Ja allerdings.“

„Ja sehen Sie, man muß die Welt nehmen, wie sie ist, man muß immer eine fröhliche Miene machen, dann wird man auch Glück machen.“

„Es handelt sich jedoch nicht im Leben darum, Glück zu machen, sondern darum, glücklich zu werden,“ sagte Otto mit einem schwärmerischen Blicke.

„Wer hat Ihnen das gesagt? Kann man denn glücklich werden, ohne sein Glück zu machen? Muß

man sich nicht gut mit den Menschen stellen, um sie leiten und beherrschen zu können?“

„O, Sie herrschen ohne solche Anstrengung!“

„Ich? . . . Das ist etwas Anderes.“

„Sie herrschen durch Ihr Genie und weil Sie . . .“

„Nun was bin ich? Hatten Sie ein wohl gelungenes Compliment auf der Lippe?“

„Nein, kein Compliment! Ich wollte gesagt haben: weil Sie schön und liebenswürdig sind.“

„Mein Freund, Sie irren sich. Ein Weib herrscht nimmer. Wenn ein Mann sich auszuzeichnen weiß, erwirbt er sich Freunde und Anhänger, die Männer bilden sofort Parteien. Die Weiber bilden keine Parteien, jede geht auf ihre eigene Hand, eifersüchtig bewacht, im Geheimen beneidet und gehaßt von allen andern Weibern. Und während der Mann, der durch sein Genie berühmt wird, bei jedem Schritte Frauen findet, die sich ihm in Bewunderung hingeben, findet die Frau nur Bewunderer, die sie besitzen wollen.“

Dieser Ausspruch schlug und verwirrte ihn; aber zu gleicher Zeit wurde hier wiederum eine der zauberhaft versuchenden Aussichten eröffnet. Sprach doch ein Weib selbst diese Worte aus!

Nach einer Pause nahm er das Wort: „Mir scheint, daß, wo auch das begabte Weib sich zeigt, beugen

sich Alt und Jung, Groß und Klein vor ihr. Selbst der stolze Adel reicht ihr Ehrenkränze."

„O ja," antwortete sie. — „Aber," fügte sie gleich darauf hinzu, „der Einzelne, dem solches passirt, als eine Ausnahme, darf darüber die Regel nicht vergessen. Die Regel ist, daß sie ein falsches Diadem um ihr Haupt schlingen und ihre Complimente darbieten, die sich zu der wahren Anerkennung wie vergoldete Kupfermünzen zum gediegenen Golde verhalten. Ein unadliges Weib darf nicht mit den adligen Damen, nicht einmal in Betreff der Tugend concurriren."

Es lag eine außerordentliche Medisance in dem Tone, womit diese letzten Worte gesprochen wurden.

„Nein, nein," fuhr sie fort, „eine Strecke Acker, Wiese und Wald, wo die Vorväter eines Menschen beweislich umhergetrampelt sind, ist eine große Herrlichkeit!"

„Ach," sagte er kleinlaut, „wenn Sie so Etwas erreichen wollten, es wäre Ihnen gar leicht."

„Ich? Aber weßhalb reden Sie immer von mir? Und glauben Sie überhaupt, daß ich die Glückseligkeit einer einzigen wohlgelungenen Rolle, daß ich eine einzige Schöpfung dessen, was man höflich mein Talent nennt, gegen den ganzen Stammbaum oder sämmtliche Erbgüter einer Comtesse hingäbe?"

Otto antwortete naiv: „Nein."

Es trat eine Pause ein, die sie jedoch nach einer Weile folgendermaßen unterbrach:

„Es waltet, glaube ich, eine angeborene Feindschaft zwischen dem Adel und dem Talente ob, vielleicht weil sie eigentlich zusammengehören, fast immer aber getrennt erscheinen. Allein das Talent ist bevorzugt, es vermag immer sich die Herrlichkeit des Adels zu erkämpfen. Betrachten wir z. B. Victor Hugo. Er ist Pair von Frankreich geworden, und als er jene Unannehmlichkeit in Betreff der Madame Biard hatte, legte der König sich dazwischen und die Sache schlief wieder ein. Beliebt es Alexander Dumas, eine Spazierfahrt im mittelländischen Meere zu machen, so steht sofort ein Linienschiff zu seiner Verfügung. Der talentvolle Mann braucht nur zu wollen! Alle die Vorurtheile und Formen, die uns Andere gleichsam in eiserne Bande schließen, sind ihm gefügig wie Gummi elasticum. Ihm öffnet sich die ganze weite Welt und sie gehört ihm. Durch seinen Geist und seine Unabhängigkeit lös't er selbst Andere aus den Ketten; ja man fühlt sich frei, indem man selbst nur in Gedanken dem Fluge seines Geistes folgt. O wenn ich mich so recht besinne, dann begreife ich nicht, wie es möglich ist, daß so viele nichtsnützige Männer sich in der Welt umhertreiben.“

Wenn jemals ein junger Mensch sich über die Erde emporgehoben fühlte und nur einen einzigen festen

Punkt auf der Erde nöthig hatte, um dieselbe in ihren Grundvesten zu erschüttern, so war es Otto in diesem Augenblicke.

Er sagte mit bebender Stimme: „Es wäre leicht, ein ausgezeichneter Mann zu werden, wenn . . .“

„Wenn?“ frug sie und sah ihn mit ihrem sammtnen Blicke an.

„Wenn man von einem ausgezeichneten Weibe ermuntert würde.“

„Man kann immer überzeugt sein, daß die ausgezeichneten Weiber Einem Beifall schenken, wenn man sich auszeichnen will.“

„Ja, in der Weise . . .“

„In welcher Weise?“

Er vermochte keine Antwort zu Stande zu bringen, und das wußte sie sehr wohl.

Sie fügte nach einem Augenblicke hinzu: „Sie kennen doch die Geschichte von jenem französischen Dichter, der jedes Mal, wenn er ein neues Werk erscheinen ließ, einen Brief empfing, dessen Inhalt eine so geistreiche, feine und liebevolle Bewunderung athmete, daß die unbekannte Verfasserin des Briefes gleichsam sein Genius wurde. Nach Verlauf mehrerer Jahre befand er sich eines Abends in einem Salon, wo eine Dame, mit welcher er sprach, plötzlich eine der Wendungen gebrauchte, welche jener Briefschreiberin eigen waren,

und nun erkannte er sie, und darauf wurde sie, glaube ich, seine Frau. —“

Derselbe klare Abend, derselbe lachende Schein am Himmel und das leichte Farbenspiel über die Erde verbreitet, welches Maria Elisabeth bezaubert hatte, umfloß jetzt den Garten, brach sich durch das Laub hindurch und rollte gleichsam vor ihren Füßen einher, warf lichte Streifen in die offenen Gänge hinein und schmeichelte den Sinnen, — und ihre Stimme war gleichsam eine Musik zu dieser Scene, liebkosend und neckend, ganz wie der Abendschein hätte erröthen müssen, wenn er gekonnt und man hätte ihn haschen wollen.

Ihm schien es unter dem Einflusse dieser Magie, als liebe er Sie, und als sei Sie der Inbegriff alles Dessen, was er begehrte: die verschwundenen Gestalten seiner Kindheit, die romantische Müllerin, die vollendete geistreiche Dame, das liebevolle milde Weib. Eine solche Macht übten die Phantasie und die Sinne, daß er bei ihr nicht einmal die Jugend vermißte, die der seinigen ebenbürtig war, und auch nicht bemerkte, daß es ihm unmöglich gewesen wäre, zu ihr zu sagen: „Ich habe Dich lieb.“ Dagegen hätte er wohl sagen können: „Ich bete Sie an!“ Und er suchte nach Worten, um dieses Gefühl auszusprechen, als die Tritte der Frau Justizräthin in der Nähe hörbar wurden.

Am folgenden Tage reis'te sie ab.

Als sie verschwunden war, war auch der Schein von dem Hause des Justizrathes verschwunden; allein Otto bemerkte nicht, daß aller Schein und Glanz auch von ihm entflohen war, und daß er, während seiner Bestrebungen, sich ihre Liebe zu erwerben, versäumt hatte, dem Wohlwollen der Andern nachzustreben. Es fiel ihm nicht ein, dies zu beachten oder zu Herzen zu nehmen, seine Gedanken waren in eine Sphäre emporgehoben, welche weit über oder außerhalb aller gewöhnlichen Bedingungen des socialen Lebens lag.

Viertes Kapitel.

Milner war candidatus juris und Canzelist in einem der Regierungscollegien, allein man nannte ihn gewöhnlich Herr Secretair, denn hier in Dänemark, wo Titel und Rang eine so große Bedeutung gewinnen, wird es gern gesehen, wenn man seine guten Wünsche als Windspiele einige Schritte vor der Wirklichkeit der Laufbahn eines Mannes voraus sein läßt. Milner war dreißig Jahre alt und besaß ein Vermögen, welches ihn unabhängig machte, so daß er in aller Gemächlichkeit dem Avancement zum Secretair, Bureauchef, Etatsrath u. s. w. entgegensehen konnte, welches die Zeit unfehlbar bringen würde. Man sagte von ihm, er sei ein tüchtiger junger Mann, obwohl Niemand zu sagen wußte, worin seine Tüchtigkeit eigentlich bestand.

Das, worin er sich wirklich auszeichnete, war ein großer Mangel an Originalität, an ursprünglichen, ihm eigens angehörigen Gedanken und Ansichten; allein er besaß so viel Geist, daß er sich sehr schnell die Gedanken anzueignen wußte, welche in Umlauf gesetzt wurden, und sie in dem gesellschaftlichen Leben wieder zu verwenden verstand. Er hatte sich selbst noch nie von andern Sachen, als rein weltlichen, Rechenschaft gegeben, und seine Ansichten vom Guten und Bösen, vom Erlaubten und Unerlaubten waren nicht von seinem Gewissen, sondern von seiner Kenntniß Dessen abhängig, was die Leute urtheilten. Dieser Zustand war durch ein frühes Eintreten in die Welt und das gesellschaftliche Leben zum Instinct ausgebildet worden, und dieser Instinct leitete ihn mit einer großen Sicherheit. Er war in den Augen der Leute, wie er es auch von sich selbst glaubte, ein vollendeter Gentleman. Er hatte ein vortheilhaftes Aeußere, war immer geschmackvoll gekleidet, sang recht schön, und seine Stimme hatte einen gewissen Ausdruck welcher Aehnlichkeit mit Gefühl besaß; er war ferner in dem Grade im Besitze von glatten Manieren, daß er selbst in Gegenwart von Damen sich diese oder jene kleine Zweideutigkeit erlauben konnte. Er hatte in seinem Wesen gleichfalls einen Anstrich von Wohlwollen, und er war auch Mitglied mehrerer Wohlthätigkeitsvereine, so daß er durchaus einen solchen angenehmen Gesellschafter

abgab, wie es eine Menge der Gebildeten zu schätzen wissen. Er besaß außerdem noch eine nicht gewöhnliche Eigenschaft: er war discret, und vielleicht war dies namentlich der Grund, weßhalb er manchmal im gesellschaftlichen Leben eine Fortüne machte, von welcher die Welt Nichts erfuhr. Gewissermaßen war er die Handlung der Gedanken des Herrn Schiött, aber ohne Theorie, ohne System, nur mit einem guten gesellschaftlichen Instincte.

Zwischen ihm und Schiött waltete gerade keine Freundschaft ob; aber Milner hatte nun einmal die Bekanntschaft mit Schiött gemacht und hegte außerdem ein mit Furcht gemischtes Interesse für dessen Beredtheit, und Schiött ließ auch nicht gern Jemand fahren, aus welchem das geringste Bouquet auszuziehen war, demnach also auch nicht Milner, welcher durch seine vorsichtigen Erzählungen und Andeutungen ihm oft neuen Stoff zu Theorieen lieferte.

In einer Familie, wo er oft Zutritt hatte, fiel Milner plötzlich die Tochter auf. So Etwas geschieht manchmal. Man übersieht ein junges Mädchen, welches man mehrere Jahre hindurch seit ihrer Kindheit gekannt hat und welches damals vielleicht häßlich, schüchtern und eckig gewesen; allein das Mädchen macht eine kleine Reise und kehrt zurück, oder man ist Zeuge, wie sie ganz unerwarteter Weise Furore auf einem Balle macht,

oder die eigene Aufmerksamkeit steht nicht länger im Solde einer andern Dame, sondern sucht neue Beschäftigung. Genug, sie fiel plötzlich Milner auf, und mit seinem eigenthümlichen practischen Blicke bemerkte er, daß hier — Etwas war. Was jedoch dieses Etwas eigentlich war, weßhalb und in welcher Weise sie auf ihn mit einer pikanten Weiblichkeit einwirkte, davon legte er sich keine Rechenschaft ab, er ging nach seinem guten Instincte.

In sehr allmähliger Weise, sehr leise begann er sich ihr zu nähern und ihr jene Art von Aufmerksamkeit zu bezeigen, die eigentlich keine Cour ausdrückt, sondern, dem Janushaupte gleich, das Gesicht nach beiden Seiten, zum Ernste und zum Scherze, der überlegenen, schützenden, leitenden Theilnahme des Aelteren und der Möglichkeit einer jugendlichen Liebe zuwendet. Jeder Schritt auf dieser Bahn ist ein sicherer, weil es ein doppelter und allmählig der Dame gegenüber ein pikanter wird.

Sie war die Tochter des Grossirers Sander, der ein solides, aber kein großes oder glänzendes, sondern nach vielen Richtungen hin viel eher ein stilles Haus führte. Sie war in der ziemlich allgemein verbreiteten Kopenhagen'schen Art und Weise erzogen: unter einem principienlosen Gemische von Freiheit und Zwang; man hatte ihr die Regeln des Anstandes und des Passenden eingeprägt, dafür Sorge getragen, daß sie mit schulge-

rechten ältern und jüngern Mädchen zusammenkam, dann und wann ein Auge auf ihre Lectüre gehabt, sonst aber darauf gebaut, daß man in einer wohlgeordneten bürgerlichen Gesellschaft lebt, wo Niemand sich einem solchen Mädchen in andrer Weise, als mit den reellsten Absichten nähert.

Ihr weiblicher Instinct ließ sie fast augenblicklich in dem Betragen Milner's eine Intrigue ahnen, die sie jedoch nicht fürchtete, weil Milner durchaus nicht in irgend einer Beziehung zu ihrem Ideale stand. Sie fühlte Geist genug in sich selbst, um gegen ihn zu intriguiren, und hatte im Uebrigen nicht wenig Lust, zu lernen, zu sehen, zu prüfen und sich in einem wirklicheren Kampf für das wirkliche Leben zu üben — das Leben nämlich, welches die Jugend gar oft in den Augenblicken der Wirklichkeit weit am Horizonte erblickt.

Milner war in so weit literarisch gebildet, als er sehr genau wußte, welche Bücher er Damen in die Hände geben konnte. Kraft seines guten Instincts wählte er Bücher für sie, bekam dadurch oft den Schlüssel zu ihrer Phantasie in die Hand, hatte auch Gelegenheit, unterschiedliche kleine vertraute Annäherungen zu bewerkstelligen, z. B. einen Boten an sie zu senden, ja ein Billet zu schreiben und später mit ihr von der Lectüre zu reden. Er war nicht Kritiker, allein er verstand sehr

wohl, das Gespräch von dem literarischen Leben auf das wirkliche hinüber zu leiten und kleine Züge und Geschichten zu erzählen, die nie weiter gingen, als bis an die Grenze des — Pikanten. Allein das eine Wort gab das andere; versuchte er sie in einer Weise, so versuchte sie ihn in einer andern, gerade weil sie Geist besaß; es schien, als forderte sie ein System, welches ihre Gedankenwelt auszufüllen vermochte, während sie in der Wirklichkeit eine Persönlichkeit beanspruchte, welche ihr Herz und ihre Phantasie erfüllen müsse, und einmal, als Milner in Verlegenheit gebracht war, lieh er von Schiött und sprach vom Ideale und von Natur, von dem freien Bewußtsein, das sein eigenes Gesetz ist, von der Allmacht der wahren Weiblichkeit und deren absolutem Rechte der Welt gegenüber. Er sprach dunkel, weil es in ihm nicht hell war, allein das schadete nicht. Man sagt, das Sonnenlicht sei als Licht auf seinem Wege von der Sonne zur Erde noch gar nicht zugegen, sondern erhalte erst seine uns bekannte Natur bei dem Eintreten in unsere Atmosphäre; in solcher Weise ging auch das Licht von Schiött durch Milner zu ihr.

Ganz und gar solchen Gedanken fremd war sie freilich nicht; sie war auf ähnliche in französischen Büchern gestoßen, allein es war doch immer ein Unterschied, ob solche Phrasen in der Ferne, vielleicht nur

als Erdichtung standen, oder ob sie als heimische, als ein wirkliches, wenn auch verborgenes Leben führend in ihrer unmittelbaren Nähe auftauchten und ihr von einem Manne zugebracht wurden, von welchem es nicht schien, als wolle er sie nur deßhalb belehren, damit ihre Kenntnißmasse sich vergrößere. Allein sie faßte es doch etwas anders auf, als er dachte; sie mischte es mit dem übrigen Verlangen ihres Gemüths, mit der Sehnsucht nach etwas Großem, Schönem und Kräftigem; indem sie jetzt in dreisterer Weise zu reflectiren und zu vergleichen, sich selbst und ihren Forderungen zu lauschen begann, indem sie mit der Frische ihres Gemüths und der Energie ihres Willens über die Formalitäten und geistlosen Schranken hinausging, von welchen sie sich oft umgeben sah, legte sie einen Inhalt in die neue Form, unter welcher sie sich das Leben dachte. Wäre Milner die Persönlichkeit der Worte, die er sprach, gewesen, dann würde ihr Herz diese Persönlichkeit erkannt und sich ihr mit Zuversicht hingegeben haben; allein Milner war nur das Sprachrohr, und wenn auch ein junges Weib unsicher werden kann, so ist ihr Herz doch nicht leicht vollständig getäuscht. Sie fühlte sich durchaus nicht bei Milner befriedigt, und doch war er Derjenige, der sie am nächsten befriedigte, indem er Unruhe erweckte, indem er ihr Herz in Wallung brachte, indem er sie das Leben empfinden ließ.

Er lieh ihr das von Schiött erwähnte Buch von Agnes, der Tochter des Premierministers, und ihrem Geliebten, dem jungen Gesandten; allein er fügte hinzu, es sei ein verbotenes Buch, nicht weil es ein unmoralisches, sondern weil es dreister und schöner geschrieben sei, als das spießbürgerliche Leben es dulde. Sie las das Buch, und wenn sie fand, daß sie gleich Agnes handeln könnte, so fand sie auch, daß dazu ein Mann, wie der Gesandte, erforderlich sei. Es ist indessen das Absonderliche bei Büchern der Art und bei ihrer Wirkung auf die Phantasie, daß es Einem scheint, als sei man Wunder wie fest in seinem Streben und seiner Sehnsucht nach dem Herrlichen und Großen, wisse aber nicht, wohin dieses Streben zu führen vermag.

Lange Zeit hindurch wurde Milner unendlich beunruhigt und getäuscht durch sein eigenes Werk. Held und Bregning kamen oft in die Familie, und namentlich Held zeigte Camilla eine vorsichtige Aufmerksamkeit, die auf stille eheliche Absichten zu deuten schien; allein Milner besaß zu viel Erfahrung, als daß er Held für gefährlich hätte ansehen sollen, oder um zu glauben, daß es ihr Ernst mit dem Wohlwollen sei, welches sie ihm mitunter zeigte, und im Uebrigen hatte er ja „des Verführers Tagebuch“ gelesen, oder brauchte es nicht einmal zu lesen, um zu wissen, welcher Nutzen aus einer Verlobung gezogen werden kann. Es ist indessen

sehr selten, daß Leute namentlich in solchen Verhältnissen kalt und wirklich berechnend sind.

Eine Verbindung anzubahnen, welche noch fortdauern sollte, nachdem sie verheirathet worden, war ein dämonischer Plan, ein solcher, wie Milner sich ihn mit deutlichen Worten selbst nicht eingestanden haben würde, obwohl er lächelnd in seinem stillen Sinne ruhte. Die Gegenwart und das Augenblickliche hatten zu viel Reiz für ihn. Ein kluges und ruhiges Mädchengemüth besitzt immer eine Macht über denjenigen, der mit ihm zu spielen wagt. Milner wurde über Gebühr versucht, ihre Laune betrachtete er als Coquetterie und begann zu fürchten, daß ein längerer Waffenstillstand ganz dasselbe wie ein Rückzug werden dürfte. O, wie glühend wünschte er, jene höhere Gedankenmacht zu besitzen, die sie zu beherrschen vermochte, jene Zauberformel aussprechen zu können, die wie ein System aussieht, die aber sehr oft Nichts weiter als ein Scheingrund ist, mit welchem ein Weib den Verstand besticht, wenn das Herz zu übersprudeln droht.

Es war weit entfernt, daß Milner sich selbst gestand, daß er von Schiött Ideen lieh, allein er erkannte sehr wohl an, daß Schiött solche bei ihm erweckte, daß er, während er Schiött reden hörte, irgend ein Etwas in seinem eigenen Innern entdeckte, welches er sonst nicht bemerkte; er fühlte sich alsdann freier, Sachen

und Personen, welche er kannte, standen ihm klarer und in schärfern Umrissen gegenüber. Allein es konnte Milner nicht einfallen, bei Schiött eigentlich Unterricht zu suchen; im Geheimen spähte er allerdings nach einer Gelegenheit, ihn anzuhören, wenn er recht in der gehörigen Stimmung war, aber dies war dann auch das Aeußerste, was sein Stolz ihm erlaubte. Und zu gleicher Zeit empfand Milner gleichfalls eine unbestimmte Furcht; er wußte nicht, wozu dies Alles führen sollte, eine Gefahr war immerhin vorhanden, eine wohlerworbene Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft könne compromittirt werden, oder es könne zu einer Ehe führen, er könne seine theure Freiheit einbüßen! Alles ganz wahr, allein Milner war allmählig in eine Art von Leidenschaft gerathen, ihm war zu Muthe wie dem Jäger, der ein angeschossenes Wild verfolgt, er vermochte nicht so kaltblütig wie sonst darüber nachzudenken, wohin er sich verirrte, — und „es kam ihm doch immer zu guter Letzt auf sie selbst an."

So standen die Angelegenheitdn um die Zeit, um welche Otto in den Ferien nach Hause reis'te.

Camilla war im vorigen Sommer auf Besuch in einem Städtchen bei der Familie eines reichen Freundes ihres Vaters, eines Kaufmanns, und später war ein lebhafter Briefwechsel darüber geführt worden, inwiefern die noch unverheirathete Tochter jenes Kaufmanns nach

Kopenhagen kommen und sich dort einige Zeit aufhalten sollte. Man hatte die junge Dame im Laufe des schon zurückgelegten Winters erwartet, allein ihr Vater, Agent Theilmann, war erkrankt und war später kränklich geblieben. Was dem Agenten fehlte, war größtentheils nur Mißmuth über Das, was er das neumodische Wesen nannte, über die vielen jungen Kaufleute, die sich in dem Städtchen etablirten und mit ihm concurrirten, Aufkäufer hielten und den Bauernhandel an sich zogen oder ihn durch neue elegante Läden, nach den Forderungen der Zeit eingerichtet, überstrahlten. Er hätte gern dies oder jenes gerade von Dem gethan, was diese jungen Kaufleute thaten, denn er mußte allerdings eine gewisse Frische und Energie darin anerkennen; allein er wollte der Erste sein, der so Etwas that, er wollte durchaus kein Nachahmer sein, und nun war es ja gethan. Andere Dinge, die Kleinlichkeit, die der Concurrenz immer folgt, flößten ihm ein unheimliches Gefühl ein. „Mir wird ordentlich ganz unwohl dabei," äußerte er sich ein Mal gegen seine Frau, „diese jungen Leute laufen hin und her wie hungrige Hunde und möchten mir gern den Bissen aus dem Munde schnappen; wende ich mich einen Augenblick von dem Teller ab, hui ist einer da! — "

Ein junger Kaufmann hatte ein Mal einen der Bauern, welcher sonst sein Getreide an den Agenten

lieferte, angeredet und ihn gebeten, er möchte ihn doch den Branntwein gradiren lassen, den der Agent ihm geliefert, und nun habe er triumphirend dem Bauer gezeigt, daß der Branntwein nur sieben Grade enthielt. „Ich habe mein Examen als Branntweinbrenner und Destillateur gemacht,“ sagte der junge Kaufmann, „ich verdünne meinen Branntwein nicht und ich werde später vielleicht eine Dampfbrennerei anlegen.“ Agent Theilmann fand es unter seiner Würde, bei dieser Angelegenheit irgend Etwas zu thun, allein es ärgerte ihn in hohem Grade, um so mehr, weil er später den Branntwein des jungen Kaufmanns zu untersuchen im Stande war, und nun erfuhr, daß derselbe nur sechs und einen halben Grad enthielt. Ferner war, nachdem Knud Gjedde in der Stadt gewesen, der Geist der Verschönerung und des Wiedertaufens endemisch geworden, und der Agent hatte den Kummer, daß man am Geburtstage der Königin die Gasse, die sonst Theilmann's Gang geheißen, in Carolina Amalia's Gang umtaufte. Allerdings hatte man von Seiten der Commun mit der Achtung, die man ihm schuldig war, um seine Einwilliguug gebeten, dieses Andenken an seinen Urgroßvater verwischen zu dürfen, allein er hätte es ja nicht ausschlagen können, und hätte auch nicht einmal diese Täuferwuth auf die andere, die eigentliche Straße der Stadt, nämlich die sogenannte Adelsstraße, verweisen

können, die man bereits am Geburtstage des Kronprinzen und in Veranlassung einer neuen Bepflasterung in die Friedrichsstraße umgetauft hatte. Seit jener Zeit nannte er niemals den Gang, und den Miethern, welche in den dortigen kleinen Häusern wohnten, bewilligte er von jetzt an keine Frist, wenn es sich um den Miethzins handelte, obwohl er sonst durchaus kein harter Mann war, — allein sie wohnten jetzt auf einem feindlichen Territorium; er kannte kaum sein Städtchen mehr, er fühlte sich nicht heimisch dort, er kränkelte.

Der Arzt, Dr. Siemsen, bekam endlich die dreiste Idee, eine Badereise vorzuschlagen. Schon daß Agent Theilmann eine Badereise machen wollte, warf einen neuen Glanz, einen bis jetzt unbekannten vornehmen Schein der Kränklichkeit oder kränklichen Schein der Vornehmheit über sein Haus, und es währte nicht lange, so sah der Agent sich moralisch gezwungen, die Reise zu machen. Vorläufig reis'te er mit seiner Tochter nach Kopenhagen, und kaum war er dort angekommen, so erlaubte Grossirer Sander nicht, daß er im Gasthause wohnen blieb, sondern führte ihn und Emilien als Gäste in sein Haus.

Emilie besaß zu glückliche Naturanlagen und zu viel Bildung, um nicht im Verlaufe weniger Tage alle jene kleinen, oft nicht zu beschreibenden und doch so bedeutungsvollen Unbedeutendheiten zu verwischen,

die zusammen den Unterschied zwischen einer Kopenhagenschen Dame und einem Fräulein aus einem Städtchen der Provinz ausmachen. Sie war jetzt bald zwanzig Jahre alt, und selbst ein Kenner, wie Milner, mußte gestehen, daß sie ungewöhnlich schön war, obwohl ihr Teint in der Krankheit verloren hatte, wenn nicht gerade die Frische, so doch was man im Französischen seinen Eclat nennen würde; er hatte den strahlenden Glanz verloren, der in ihrem siebenzehnten Jahre auf demselben geruht hatte. Es war ihr von Natur gegeben, eine schöne Haltung zu zeigen — nicht jene Art von Haltung, welche durch Majestät imponirt, sondern jene gewinnende, einschmeichelnde, bezaubernde, die durch die Harmonie und die Lebenskraft der Formen, durch das poetische Spiel der Lebensfreude in jeder Bewegung hervorgebracht wird. Ihr Gesicht war schwerlich geistreich oder pikant zu nennen, es mußte denn sein, daß das schwarze Haar, die dunkeln feinen Augenbrauen und die blauen Augen einen besonders anziehenden Gegensatz bildeten, und daß eine eigenthümliche Verheißung um den ideal geformten Mund mit seiner etwas nach oben gebogenen Oberlippe zu ruhen schien. Sie besaß eines jener Gesichter, von welchen poetische Männer glauben, sie enthielten eine Offenbarung des schönen Weiblichen, zu welchem solche Männer in Sehnsucht hingezogen werden und von welchem sie sich doch, an ihrem

Glücke verzweifelnd, wieder entfernen. Es war ein Antlitz, dem man entweder seinen vollen Glauben schenken oder gar nicht glauben durfte. Bei ihrem Anblicke begriff man, wie Otto instinctmäßig gefühlt hatte, daß keine Versöhnung, kein Glaube, keine Zuversicht länger möglich sei und man doch später immer diese unauslöschbare Sehnsucht nach dem Schönsten bewahrte.

Milner gehörte nicht zu den Leuten, die sich imponiren lassen. Er betrachtete Emilien weder als besser noch als schlechter denn Andere; seine Weltanschauung lautete dahin, daß jedes Frauenzimmer doch zu guter Letzt ein Frauenzimmer ist; und besaß er einem Weibe gegenüber irgend eine geheime versuchende Macht, sol ag diese zum Theil gerade in dieser seiner Anschauung und seiner Dreistigkeit, sowie darin, daß er das Schlimmste voraussetzte und daß er die schwachen Augenblicke belauerte und festhielt. Nach dem ersten Eindrucke bekam er sogleich den Gedanken, Emilien die Cour zu machen. Eine Intrigue mit einem solchen Mädchen, welches obendrein bald abreisen würde, war eine große Versuchung, und jedenfalls war sie dazu gut, um Camilla eifersüchtig zu machen. Allein er entdeckte bald zweierlei: erstens daß er einen Fehler begangen, indem er sich ihr mit einer gewissen Ueberlegenheit genähert und in einem leisen, vertrauten Tone gesprochen; zweitens, daß sie durchaus nicht auf einem bloßen Streif-

zuge zu erobern sei. Diesen unbewiesenen Chancen gegenüber bedachte er als erfahrener Mann, daß ein Verhältniß zwischen zwei Freundinnen sehr leicht in's Lächerliche hinüberspielen würde, und er überredete sich selbst, hier ein Opfer zu bringen und sich mit Camilla zu begnügen.

Während Emilie sich außerordentlich wohl bei dem Leben der Hauptstadt, bei Einkäufen, Spaziergängen u. s. w., sowie bei den ersten recognoscirenden Gesprächen mit Milner, mit Held und Bregning befand, fühlte der Agent sich dagegen weniger wohl.

Ihn hungerte immerfort; nicht weil das Haus des Grossirers Sanders ihn nicht in der gastfreundlichsten Weise aufgenommen, sondern weil es eben Kopenhagen'sche Gastfreiheit war, welche den Gast den Gewohnheiten des Hauses unterthan machte. Er mußte um 12 Uhr frühstücken, um 4 Uhr zu Mittag essen, um 9 Uhr Abends Thee trinken, und er war daran gewöhnt, mit der Sonne aufzustehen und seine fünf kleinen frugalen Mahlzeiten täglich zu halten. Er hätte nun freilich in irgend eine Restauration gehen können; allein wenn er zu Hause bei sich einen Gast gehabt hätte, der in die Stadtkellerei gegangen wäre, um dort zu essen, würde er sich und sein Haus als beschimpft angesehen haben, und er hielt deßhalb in Kopenhagen tapfer aus, fand sich unwohl und hun-

gerte, nur um nicht den Grossirer zu beleidigen; denn wie wäre das verborgen geblieben, wenn ein Mann, wie Agent Theilmann, in eine Restauration gegangen wäre? Wenige Tage nach der Ankunft war er zu Mittag bei einem andern Handelsherrn eingeladen. Dort mußte er von 7 bis 8 Uhr Mittag speisen, von 8 bis 9 Uhr Musik anhören, ohne schlafen zu können, und ferner bis 12 Uhr Karten spielen. Wäre es nicht der öffentlichen Meinung halber gewesen, er wäre nach drei Tagen wieder in seine Heimath gereis't.

Eines Abends am Theetische des Grossirers — der Agent saß und strengte sich außerordentlich an, ein Stückchen Brot von der Dicke eines mäßigen Postpapieres mit Butter zu belegen — kam man auf die Badeanstalt Klampenborg zu reden, welche damals kürzlich etablirt worden. Es war noch nicht fein, auf dem Lande zu leben. Man war neugierig, man hatte allerdings Lust, es zu versuchen. Der Agent lauschte. Eine Badeanstalt — es müssen also Bäder dort sein! Er frug in geschickter Weise, wie man wohl dort lebe, ob dort eine Restauration sei, und als die Antwort befriedigend lautete, war auch eine Verabredung schnell getroffen. Auf einige Wochen wollte man eine Cottage miethen; der Grossirer erbot sich, dieselbe ausmeubliren zu lassen, man könne das Essen selbst bereiten, man könne es aus der Restauration holen lassen, oder dort

essen, je nach Belieben. Die Damen waren sehr erfreut über diesen frischen Luftzug, der durch das alltägliche Leben strich — es schmeckte ja fast wie Zigeunerleben — und gelobt sei die Energie des Agenten, zwei Tage später wohnte man auf Klampenborg.

Die Freunde der Familie machten bald und häufig Besuche, und der Grossirer, der selbst ein ernster, etwas verschlossener Mann war, erweiterte den Kreis, indem er einen seiner fernern Bekannten, einen Herrn Dalberg, einführte, der sich diesen Sommer auf einem Landhause in der Nähe aufhielt und mit dem er sehr oft auf dem Dampfschiffe bei dem Hinausfahren zusammengetroffen war. Dalberg hatte einen Namen als gewichtiger Politiker der nationalen Opposition, er war aus angesehener Familie, jung, hatte ein angenehmes, gewinnendes Aeußere, und erschien im gesellschaftlichen Leben nicht in der sonstigen Art und Weise junger Männer, die sich unter den Ton der einmal gegebenen Gesellschaftlichkeit beugen, sondern in Kraft der Idee, Einfluß übend, gewinnend, einschmeichelnd, propagandirend, gleich sehr als Träger und Diener seiner politisch-patriotischen Gedanken.

Er warf sehr bald seinen Blick auf Theilmann, als Agenten und großen Kaufmann in einem nicht unbedeutenden Städtchen, und faßte den Entschluß, in diesem Städtchen ein Senfkorn auszusäen. Theilmann

war seinerseits der Idee sehr zugänglich, oder leistete wenigstens keinen Widerstand, und es zeigte sich überdies sehr schnell, daß er zu den Mißvergnügten gehörte, indem er unter Anderem mit dem neuen Gerichtsdirector des Städtchens mißvergnügt war und in Kraft der neuen Ideen dessen Entfernung (oder eigentlich den alten, bereits verstorbenen Gerichtsdirector zurück) verlangte. Dalberg, der sehr viel darauf gab, den Egoismus gründlich zu kennen und ihn im Dienste der Idee zu benutzen, zeigte auf die Communalverfassung der Zukunft hin, unter welcher die Städte hoffentlich selbst ihren Gerichtsdirector oder ihren Maire zu wählen haben würden. Dies war dem Agenten eine höchst überraschende Idee. Seine Gedanken waren bis jetzt nicht so hoch gestiegen, daß er die Möglichkeit erblickt hätte, die Souverainität eines Gerichtsdirectors oder eines Bürgermeisters übersehen zu können. Es war ihm unmöglich, anders zu denken, als daß er in einem solchen Falle gewählt werden müsse, namentlich durch Hilfe seiner Miether, durch Unterstützung der kleinen Bürger, und daß das Wahlrecht dieser Leute bei andern Gelegenheiten wieder geniren könne, fiel ihm gar nicht ein. Er hatte noch nicht alle seine Illusionen eingebüßt, er war noch sehr jung in der Politik. Sein ruhiger, besonnener Verstand empörte sich zwar auf Augenblicke noch mehr, als seine Bescheidenheit, allein

er tröstete sich damit, daß ein Gerichtsdirector oder Bürgermeister doch immer einen Secretair unter sich habe, und was verstand überhaupt mancher Assessor oder sonstiger Jurist aus der Hauptstadt von den Angelegenheiten des Städtchens, die ihm anvertraut wurden! welche Erfahrung konnte wohl ein solcher Kopenhagen'scher Herr besitzen, im Vergleich mit einem alten angesehenen Bürger, wie er, der Agent! — Seine nächste Frage an Dalberg geschah in Betreff der Nahrungsverhältnisse, ob wohl jeder Guck-in-die-Welt die Erlaubniß haben sollte, das Getreide zu vertheuern, den Kaffee und den Zucker im Preise herabzusetzen, mit alten geschätzten Bürgern zu concurriren, sich selbst zu ruiniren und seine Creditoren zu betrügen? Diese difficile Angelegenheit in Betreff der Gewerbefreiheit, erklärte Dalberg, sei eine offene Frage. Diese Antwort verschloß dem Agenten den Mund, denn er begriff nicht, was das eigentlich hieße: eine offene Frage. Er bekam eine große Achtung vor Dalberg, und diese Achtung steigerte sich bis zu einer mit Furcht gemischten Bewunderung, als dieser äußerte: wenn erst das Recht der Steuerbewilligung gegeben sei, werde es den Bürgern frei stehen, ihre Taschen der Regierung zu verschließen, und die Minister zu zwingen, daß sie gute Worte geben müßten. Von diesem Augenblicke an hatte Theilmann nur das Eine gegen Dalberg einzu=

wenden, daß er „zu klug“ sei, und Dalberg, der nun glaubte, der Agent sei so wohl instruirt, wie überhaupt ein solcher alter Cavalier werden konnte, wendete sich von ihm ab und den Damen zu.

Es war ihm leicht, die Damen in das politische Gespräch hineinzuziehen: theils weil er es vorzog, dasselbe im Allgemeinen zu halten, von Nationalität und Freiheit zu reden; theils weil er Behauptungen aufstellte, die in ihren Ohren schön klangen: das Weib sei nicht länger eine Sclavin, es sei ebenso sehr ihr wie des Mannes Recht, dem Großen, dem Allgemeinen anzugehören, den Gedanken aus den kleinen Verhältnissen des täglichen Lebens auf höhere, auf begeisternde Ideen zu lenken.

„Blicken wir auf Frankreich,“ sagte er; „welche Rolle haben nicht die Damen Tallien, Roland, Staël, Récamier und Mehrere gespielt! welchen Einfluß haben sie nicht ausgeübt! Und weßhalb sollten die Damen sich nicht mit Politik beschäftigen? Sind es doch die Damen gerade, die als Mütter die Söhne des Vaterlandes erziehen sollen, die sie aussenden sollen zum Kampfe und Siege, die als Schwestern und Gattinnen an dem Muthe der Männer Theil nehmen und sie ermuntern sollen!“

Nach einem solchen Gespräche schrieb Camilla zur Stadt, um die Biographieen jener Damen zu bekom-

men, und Milner sendete ihr die Memoiren der Madame Staël de Launay aus der Zeit der Regentschaft.

Emilie hörte Dalberg mit großer Befriedigung an. Sie war an solche Reden nicht gewöhnt; es lag in der Art von Galanterie, die sie (und viele Andere) gesehen und erfahren hatte, etwas Formelles und Künstliches; dieselbe war eine Art von Spiel, welches das Weib zur List aufforderte und gerade dieses Spiel der List bei ihm entwickelte. Sie empfing die Politik als einen willkommenen Bundesgenossen, wenn auch allerdings in derselben Weise, wie es Athen that, welches die Geldbeiträge der Bundesgenossen zur Verschönerung der Stadt benutzte.

Keine der Damen vermochte es, sich eines plötzlich aufflammenden, eigenthümlichen Gefühls für Dalberg zu erwehren. War er doch so begabt und von so Vielen gesucht! Es schien fast eine Herablassung, wenn er sich mit solchen gewöhnlichen Menschen beschäftigte — eine Herablassung, die doch nicht etwas Demüthigendes an sich hatte, denn er gehörte ja der Idee an, und die Idee stand hoch über Allem. Es war also weniger Liebe als Vergötterung, bei welcher doch die Eigenheit obwaltet, daß man nicht weiß, ob sie nicht Seitenblicke zu bekannten Freunden und Freundinnen wirft, und ferner daß ein solcher Mann einer Dame von der begabteren Art gegenüber sich sehr in

Acht nehmen muß; er muß immer ein Halbgott bleiben, was sehr beschwerlich ist.

Milner hatte indessen wohl bedacht, daß das Landleben mehrfache angenehme Seiten hervorkehrte. Der gesellschaftliche Umgang zwischen Bekannten, die in der Nähe von einander wohnen, wird freier; die Gelegenheit erhält mehr Chancen, und er warf deßhalb seine Blicke auf den Theil von Klampenborg, welcher „Skränk“ heißt. Dieser Theil lag in einer passenden Entfernung, war für Herren bestimmt, ja es schien fast, als sei er gar dazu eingerichtet, um die Liebhaber der Badeanstalt zu beherbergen. Er schlug Schiött vor, mit dem Dampfschiffe hinauszufahren und einige Zimmer zu besehen. Schiött war dazu bereit; er wollte sich eine Vorstellung bilden, wie wohl eine solche Anstalt für Andere eingerichtet sei. Gerade als sie im Begriffe waren, den Wagen zu besteigen, kam Helzen vorüber; er wohnte bereits draußen, hatte den Abgang der Dampfschiffe versäumt, und wollte nun irgend einen der immer bereitstehenden Wagen am Thore benutzen. Milner jedoch bot ihm artig einen Platz an, den er natürlicher Weise mit Vergnügen annahm. Am Osterthor trafen sie auf Held, welcher gleichfalls einstieg.

„Also Sie wohnen auf dem Lande?“ sagte Schiött zu Helzen, als sie über die Barrière hinaus-

gekommen waren. „Das können Sie! Es wirft wohl nicht Wenig ab, Journalist zu sein?“

Helzen gab eine prahlerische Beschreibung von seiner Beschäftigung und von Dem, was er für die Spalte bekäme, und erzählte auch noch, wie viel Spalten er schreiben könne.

„Ei, ei,“ sagte Schiött, „man bemerkt aber doch gar Nichts von Ihren gewöhnlichen schönen Wendungen und Ihrer attischen Sprache im Blatte.“

„Nun, das lassen Sie gut sein, unsere Sprache ist schön, darüber ist die ganze Stadt einig.“

„O Du Glücklicher, die ganze Stadt sagte, daß Sokrates die Götter verachtete und sterben müsse. Hast Du ganz und gar die Alten vergessen, o Gorgias, und willst Du mit uns auf Neudänisch disputiren? Wissen Sie nicht, Helzen, daß wir den attischen Geist meinen?“

„Ach was,“ sagte Helzen, „ein Blatt muß nicht attisch, sondern praktisch sein; es lebt nicht, um den Göttern Libationen darzubringen, sondern um Etwas auszurichten. Es giebt nur wenige Leute, auf die man durch den attischen Geist einwirken kann, und diese Leute geben keine Macht, sie hocken zu Hause hinter dem Ofen mit ihren Ansichten, und in dem Falle, werden Sie mir zugeben, ist es gar gleichgiltig, ob sie überhaupt eine Ansicht haben oder nicht. Um

im praktischen Leben wirken zu können, muß man seine Freunde unterstützen und seine Feinde verfolgen, den Feinden Schrecken einjagen. Oderint, dum metuant!“

„Hm!“ sagte Schiött, „welche Energie!“

„Ja,“ fuhr Helzen fort, „man muß die Ueberzeugung besitzen, daß die Mehrzahl feig ist, und man muß selbst dreist sein. De l'audace, de l'audace et toujours de l'audace! wie Danton sagte. Die hat man jedoch nur, wenn man selbst der Partei des Fortschritts, der Aufklärung, der Freiheit angehört ... mag man von uns sagen, was man will, wir sind immer eine Macht.“

„Ja, das ist unleugbar. Allein es giebt Etwas, worüber ich gern eine zuverlässige Aufklärung, und zwar aus rein psychologischem Interesse, haben möchte, und ich wende mich an Sie wie an eine Autorität. Sagen Sie mir, was ist eigentlich der innere ideelle Grund davon, daß Ihr sehr oft so entsetzlich lügt?“

„Lügen? . . . Ich bitte recht sehr, Herr Schiött . . . Lügen ist ein sehr häßliches Wort.“

„Nun ja, Unwahrheiten debütiren . . .“

„Unwahrheit . . . Was ist Wahrheit?“

„Ja, so frug Pilatus.“

„Die Wahrheit ist das große Ziel, dessen man sich bewußt ist, die Volksfreiheit, die Nationalität, die

Demokratie. Man vermag nicht immer so genau zu beobachten, ob Das, was man den Feinden der guten Sache an den Kopf wirft, immer die genaue buchstäbliche Wahrheit ist . . .“

„. . . Aber die höhere Wahrheit ist also doch, daß man den Leuten Etwas auf den Kopf giebt.“

„Ja — ja! Das ist ganz richtig!“

„Ja. Wenn Ihr aber z. B. irgend einen Mann dermaßen angegriffen und bezeichnet habt, daß das ganze Publikum weiß, er und kein Anderer kann es sein, so leugnet Ihr doch, wenn er Euch gerichtlich belangt.“

„Nun das versteht sich. Sollten wir uns verurtheilen lassen? Sollten wir die schweren Geldstrafen zahlen? Mit Einem Worte, sollten wir uns das Mark aussaugen lassen, die Kräfte einbüßen, durch Hilfe welcher wir die gute Sache vertheidigen?“

„Nein, das ist richtig. Eure Sache ist heilig, deßhalb seid Ihr auch heilig, folglich ist auch Eure Unwahrheit eine heilige, hohe Wahrheit — nicht wahr, das ist ganz logisch?“

„Höre doch 'mal: sollten wir wirklich erlauben, daß man sich in Coterieen zusammengiebt und sich gegen die Freiheit verschwört? Sollten wir unsern Arm lähmen lassen, weil die Gegner es verstehen, uns listiger Weise den juridischen Beweis zu entziehen?

Ich rede doch hier zu Leuten, die selbst die Freiheit lieben?“

„Aha, welche wundervolle rhetorische Wendung! Sie haben sich nach den besten Mustern gebildet. Und Sie haben Recht! Was sagt nicht Goethe:

„Jene machen Partei, die Unerlaubtes beginnen!
Aber unsre Partei freilich versteht sich von selbst.“

„Nun ja, darin liegt wirklich eine tiefe Wahrheit. Nur die Partei der Freiheit ist die berechtigte; es würde ein Luxus sein, wenn das Licht sich in Dispüte mit der Finsterniß einlassen wollte. Der Beweis zu unsern Gunsten liegt gleichfalls in unserer Macht. Uns zur Seite doch stehen die Talente, und es wird so weit kommen, daß, wer nicht zu uns steht, kein Talent ist. Warte nur, wir werden es erreichen, daß wir die Geschichte und die Literaturgeschichte schreiben, von unserer Partei werden die Schulbücher über das ganze Land ausgehen. Die ganze Zukunft gehört uns, und nur durch unsere Spalten wird der Weg zum Nachruhm gehen.“

„Hm!“ sagte Schiött und schwieg einige Augenblicke; „aber,“ fuhr er fort, „wie können Sie als guter Atheist es Ihrem Gewissen gegenüber verantworten, Mitarbeiter eines Blattes zu sein, welches, so scheint es, eine offizielle Religion anerkennt, oder

wenigstens dann und wann doch sagt: Mit Gottes Hilfe!"

„Ach, das ist so eine façon de parler! und übrigens muß ich Sie darauf aufmerksam machen, daß bei uns überhaupt nur die Frage von Einigkeit das Wesentliche ist."

„In der That," sagte Schiött, „wenn ich nicht Schiött wäre, ich möchte Helzen sein!"

Helzen war der Erste, der den Wunsch jenes Festabends verwirklicht hatte. Hieß es doch an jenem Abende: Ein Hoch auf Das, dem wir nachstreben! Und siehe, er war zur Macht gelangt.

Schiött hatte sich während dieses Gespräches zu Helzen ironisch gehalten, allein doch nicht mit seiner ihm sonst angeborenen Freiheit. Er vermochte sich nicht eines gewissen Eindrucks vom Praktischen zu erwehren, von dem, wodurch man Etwas in der Welt auszurichten scheint. Man muß, wenn man für die Goethe'sche „ruhige Bildung" leben will, auch fühlen, daß man Etwas in und durch sein eigenes Innere ausrichtet, sonst kann man nicht ungestört ein Zeuge sein, daß Andere praktisch Lärm machen.

„Der ist sehr determinirt geworden," sagte Milner zu Held, wenn auch halb flüsternd, doch in einer Weise, daß Schiött ihn sehr wohl hören konnte.

„Er ist der politische Freund des Herrn Held,“ sagte Schiött.

Held fuhr fort:

„Wir Andern können uns nicht die Verantwortung aufladen für Alles, was sich in der Presse rührt und bewegt. Wenn man sich nicht auf einen ganz spiritualistischen Standpunkt stellen will, so hat die bürgerliche Freiheit ein unabweisbares Recht, und in ihrer Vertheidigung ist es unmöglich, etwas Einseitigkeit zu vermeiden. Will man Etwas ausrichten, so ist überhaupt Wärme, ja Leidenschaft erforderlich. Man verzeiht gern, wenigstens viel eher Demjenigen seine Fehler, der mit Eifer und Leidenschaft zu Werke gegangen ist.“

Sie hielten an dem Abhange, an dem sogenannten Skränk bei Klampenborg an, und als Schiött die Einrichtung, den schönen Saal und die Zimmer erblickte, die von der einen Seite nach dem blauen Meere gingen, von der andern nach dem Walde hinausführten, überkam ihn die Lust, hier einige Zeit zu verweilen. Er wollte Seebäder nehmen, Morgentouren machen, Waldesduft einathmen, studiren, unternehmen und am Mittagstische in dem schönen Speisesaale ein angenehmes Gespräch genießen. Er fuhr mit Milner zur Stadt zurück, um sein Haus zu bestellen — welches durch Hilfe einiger kleiner Billets geschah — und

fuhr am folgenden Morgen gleichfalls in Milner's Gesellschaft mit dem Dampfschiffe hinaus.

Es dauerte nur kurze Zeit, bis er mit Milner die eigentliche Anstalt besuchte und mit dem Agenten Bekanntschaft machte. Diese Bekanntschaft war allerdings im Laufe der ersten Tage ziemlich abgemessen und kalt, allein sie wurde bald um so inniger.

Der Agent befand sich nämlich auch nicht wohl auf Klampenborg. Sein Appetit steigerte sich durch den Gebrauch der Seebäder, und hier hatte er allerdings die in der Hauptstadt, als er bei dem Grossirer wohnte, gewünschte Restauration, die zu besuchen ihm frei stand; allein er mußte hier immer so entsetzlich lange auf Das, was er bestellte, warten. Er, der große Mann der Provinzstadt, verlor den Muth den Kellnern und Aufwärtern gegenüber, und diese bemerkten es augenblicklich und machten sich über ihn lustig. Es war ein sehr trauriger Anblick, den Agenten dort sitzen zu sehen, mit niedergeschlagenen Augen, sehr verlegen, weil er allein saß, nach den Kellnern schielend, die an ihm vorüberstrichen, und noch ergreifender würde es gewesen sein, hätte man die fürchterlichen Flüche vernommen, die er in seinem stillen Sinne sprach, bis er aus Gnade und Barmherzigkeit endlich Etwas zu essen bekam. Unter solchen Umständen waren der Agent und Schiött gleichsam für einander geschaffen —

Schiött, der viele, viele Jahre hindurch eigentlich immer und nur in Restaurationen gespeis't hatte — der Agent, der praktische Mann, der erzählen und Stoff für neue Theorieen geben konnte, hier aber in praktische Verlegenheit gerathen war — Schiött, der so groß in Bezug auf die Theorie war und hier endlich eine Gelegenheit erhalten konnte, auch praktisch seine Ueberlegenheit zu zeigen.

Von dem Augenblicke an, wo sie sich getroffen hatten: der Eine im Begriff, zu seinem ersten, der Andere im Begriff, zu seinem zweiten Frühstücke zu gehen, und der Agent, welcher bei verschiedenen kleinen Anspielungen seine peinliche Lage verrathen hatte, — nahm Schiött ihn unter seinen Schutz, und es sah von nun an aus, als wenn der Agent ein vornehmer Mann sei und von einem jüngeren vor jeder Berührung mit gemeinen Aufwärtern bewahrt werde. Der Agent begann von nun an Klampenborg lieb zu haben; von Schiött geleitet, wurde er fast zum Gourmand, trank Châteauweine, die man ihm mit ehrerbietiger Schnelligkeit brachte, genoß die frische Seeluft und seinen Kaffee vor dem Pavillon, und offerirte Schiött Cigarren zu einem Pfennig das Stück, welche Schiött rauchte, weil seine eigenen ibm dadurch nachher um so besser schmeckten.

Sie verbrachten von nun an mehrere Stunden

täglich mit einander. Der Agent erzählte von seinem Geschäft, und Schiött hörte, was von dieser gesunden Wirthschaft gesprochen wurde, und gab dem Agenten eine sehr hohe Nummer in seiner Menagerie.

Einmal — der Agent war eben auf die kleinen Kaufleute der Provinzstadt zu sprechen gekommen — sagte er plötzlich:

„Sagen Sie mir, mein sehr werther Herr Schiött, was verstehen Sie eigentlich unter einer offenen Frage?“

„Nun,“ erwiderte Schiött, „das würde ich z. B. eine offene Frage nennen, wenn man eine Dame früge, wie alt sie sei.“

„Das pflegen die Frauenzimmer nicht leiden zu können,“ sagte der Agent und zwinkerte mit den Augen.

„Nein,“ antwortete Schiött, „und deßhalb thut ein praktisch erfahrener Mann auch keine solche Frage.“

„Tod und Teufel!“ rief der Agent und wurde sehr ernst. „Das heißt also ganz dasselbe, als wenn man sagen würde: Du bist ein Dummkopf, ein Esel!“

Schiött wurde ganz angst.

„Ein Mann wie Sie, Herr Agent,“ sagte er beruhigend, „kann jedoch sehr gut fragen, ohne eine so unhöfliche Antwort zu bekommen.“

„Ja, höflich hin, höflich her — — wissen Sie

was, Herr Schiött, ich gebe keinen Pfifferling für die Politik!"

„Ja, das thue ich auch nicht," sagte Schiött, und glaubte, der Agent sei plötzlich um seinen guten Verstand gekommen.

Allmählig kam Schiött als Freund von Milner und Freund von dem Agenten in Berührung mit der Familie. Anfänglich bestand diese Berührung in Begrüßungen, Vorstellungen, Auswechselungen unbedeutender Worte auf dem grünen Plane vor der Cottage, darauf Einladungen zum Thee — ungeachtet Milner, welcher diese Wendung nicht berechnet hatte und Schiött für einen vollkommenen Kenner und Verführer ansah, ganz im Geheimen gegen ihn intriguirte; aber Schiött war ja sein Freund, und er mußte deßhalb äußerst vorsichtig sein, namentlich der jungen Damen wegen. Sollte er Schiött wohl noch gefährlicher machen, indem er sie vor ihm warnte?

In solcher Weise wurde eine Bekanntschaft angeknüpft, die indeß keine Bedeutung für den darauf folgenden Winter gewann. Kopenhagensche Familien können ganz wie die Clubbs Sommermitglieder aufnehmen.

Schiött, der so gut wie nie im gesellschaftlichen Leben sich bewegt hatte und bis jetzt von dem Standpunkte des Ideals aus dessen elegante Affectation und Weichlichkeit, die Brüßler Teppiche, die beengenden

Formalitäten und überhaupt die Unfreiheit des gesellschaftlichen Lebens verachtet hatte, fühlte sich jedoch gewissermaßen beherrscht schon von dem Aeußeren der guten Gesellschaft, von der geschmackvollen Einrichtung des Hauses, der Möbeln, Tischdecken, Vasen, von der leichten Haltung der Menschen, welche letztere ihm namentlich ein sehr beschwerliches Kunststück war, weil er die Uebung nicht besaß. Sowohl aus angeborenem Schönheitssinn, als aus Büchern kannte er vollständig die Regeln einer guten Erziehung und des Anstandes; allein das Leben in der Wirklichkeit ist geschmeidiger, als das Leben in Büchern, es nimmt unzählige Nuancen an, bietet unerwartete Situationen dar, welche in ihrer Unbedeutendheit doch immer Demjenigen eine Aufgabe bleiben, der sie nicht mit ein wenig Geistesgegenwart beherrscht — ein wenig zwar, doch gar viel für Denjenigen, der sie nicht besitzt.

Schiött besaß Geist und Kenntnisse genug, um ein Gespräch zu führen, es sei mit wem es wollte, das heißt, wenn er zeitig darauf vorbereitet und Sonne und Wind wie bei einem Turnier getheilt wurden. Allein er besaß gar keine Uebung in der Conversation, namentlich mit Damen, „er hatte keine kleine Münze." Er war verlegen und steif, und er bemerkte dies, ja, er bemerkte es selbst noch in höherem Grade, als Andere, weil er in sich das Ideal trug. Er wählte deßhalb

eine sehr richtige Taktik, er hielt sich zurück, und in diesem bescheidenen Betragen fand er einen großen Genuß.

Er fand deßhalb einen großen Genuß darin, weil die Damen ihm imponirt hatten. Diese waren allerdings keine Göttinnen, und auch nicht jene Weiber der Phantasie, zu welchen die Natur stolz hinaufblickt; allein sie besaßen andere wesentliche Eigenschaften: sie lebten, sie sprachen, sie waren schön, anziehend, elegant. Und nun diesen Reiz zu empfinden, während der Sinn in unwillkürlicher Vorsichtigkeit sich von jedem Verlangen zurückhielt; von Ehrfurcht beherrscht zu sein, und sich über das Schöne und Lebhafte zu freuen, die Geisteskräfte angenehm in Spannung zu erhalten, ohne doch einen bestimmten Gebrauch für sie zu haben, war ein Genuß, welchen Schiött mit einem nach innen gewendeten Blicke beschaute und sich darüber freute, daß er noch so viel Jugendlichkeit des Herzens besaß, dankbar gegen das Geschick dafür, daß es ihm diesen neuen Stoff der Erkenntniß und der Erfahrung reichte. Allein hieraus folgte, daß er ein ziemlich schlechter Beobachter war.

Sein Gedächtniß hatte, wenn wir so sagen dürfen, allen Staub von sich geworfen, und das in einem solchen Grade, daß es schien, als seien auch alle seine Theorieen, das Kind mit dem Bade verschüttet worden.

Allerdings fehlte es ihm an Uebung, schnell lebende Weiber aufzufassen; allein er stand sich zugleich selbst im Wege, weil er mehr mit der Wirkung beschäftigt war, die sich in seinem Gemüthe zeigte, als mit der Ursache, welche diese Wirkung hervorbrachte. Seinetwegen hätte dieser Stand der Dinge am liebsten ganz still stehen bleiben müssen, hätte am liebsten unverändert sein müssen, wie an jenem Abende, an welchem er zum ersten Male seinen Thee in der Familie einnahm; allein er war nun unter bewegliche Menschen gerathen und mußte ihnen folgen.

Milner sah nun zwar, daß Schiött durchaus nicht geschickt sei; allein er würde sehr erstaunt gewesen sein, hätte er in Schiött's Inneres einen Blick werfen können, und dort die späte Kindheit entdeckt, die da trieb und blühte, während das Verlangen schlief oder die Augen geschlossen hatte.

Wofür er vor allen Dingen Sorge trug, war, daß Schiött sich meistens Emilien gegenüber befand. Emilie verstand es nämlich am Besten, ihn zurückhaltend zu machen, aber sie vermochte auch am Besten, ihn wieder anzufeuern. Anfänglich ging die Entwicklung sehr langsam von Statten, weil Schiött sich nur einstellte, wenn Mehrere versammelt waren, weil er alsdann indirect zu den Damen sprach, gelegentlich in

Gesprächen mit Männern dahin strebte, sich unter den Augen der Damen auszuzeichnen.

Dalberg war eigentlich nur mit seiner Idee und mit sich selbst, oder mit sich selbst und seiner Idee beschäftigt und hatte keinen Blick für die kleinen menschlichen Beziehungen. Allein als Held ein Mal in einem vertrauten Augenblicke auf Camilla hindeutete und ein Wort davon fallen ließ, daß er, sobald er in's Amt gekommen sei, um sie anhalten würde, erwachte der Eifer Dalberg's, er betrachtete Camilla als ein politisches Genie, weil sie mit so vielem Interesse seinen Reden von Freiheit und Vaterland, vom Großen und Hohen lauschte und ihm dann und wann Recht in seinen Anschauungen gab; er berechnete, daß sie, mit irgend Einem von der Partei vermählt, außerordentlichen Nutzen bringen, daß sie demselben Vermögen zuführen würde, und daß er durch sie ein Haus machen könnte.

Und wenn die Augen Dalberg's sich ein Mal nach dieser Richtung öffneten, erblickte er Vieles; er sah nun auch, daß Emilie ein reiches und schönes Mädchen sei, und nachdem Held geäußert hatte, daß Bregning ihr die Cour mache, kam Dalberg halb mit Vorsatz, halb zufällig dahin, einen nationalen Nebenbuhler, einen theologischen Candidaten, Wiggo Gramm, einzuführen. In so fern geschah diese Einführung mit Willen von Seiten Dalberg's, daß er der Ansicht war, dieses schöne

Mädchen vom Lande mit dem frommen Blicke passe am Besten für einen Prediger, und er stellte Wiggo Gramm dem Agenten mit dem vermeintlich gewichtigen Worte vor: „Mein Freund, Herr Wiggo Gramm, theologischer Candidat," — und Schiött befand sich nun seinem Freunde mit dem Löwenkopfe gegenüber.

Eines Abends nach einem Spaziergange war man zum Thee bei dem Grossirer versammelt. Held kam etwas spät und war offenbar verstimmt. Es zeigte sich bald aus seiner Rede mit Dalberg, weßhalb er mißmuthig sei. „Ich bekomme das Amt nicht," sagte er, „** wird mir vorgezogen."

„Nun, so geht es ja immer unter dem jetzigen Regimente," sagte Dalberg und zuckte mit den Achseln, „die Regierung begünstigt ihre blinden Anhänger und setzt gleichsam einen Preis auf das größte Maaß von Servilismus aus."

Dieses Thema wurde gründlicher erörtert, Beispiele wurden angeführt und Berechnungen darüber aufgestellt, wie viel wohl einzelne Familien dem Staate gekostet hätten dadurch, daß sie ihm Beamtete geliefert.

Endlich sagte Bregning: „Ich getraue mir nicht, die Tüchtigkeit der betreffenden Amtscandidaten zu beurtheilen, allein es scheint mir, daß Diejenigen, die sich in principmäßiger Opposition zu der Regierung befin-

den, selbst ein Bedenken tragen müssen, in ihre Dienste zu treten.“

Dalberg unterbrach ihn energisch: „Die Beamten sind nicht die Diener der Regierung, sondern die Diener des Staats, des Volks, und es wäre gut, wenn Alle ihren männlichen Muth und ihre Unabhängigkeit in diesem Bewußtsein kräftigten!“

„Dem kann ich nicht beipflichten,“ unterbrach ihn Bregning, „man schwört ausdrücklich dem Könige und der Regierungsform Treue; ja, man verpflichtet sich gar durch seinen amtlichen Eid, nach allen Seiten hin das Recht des Königs zu wahren.“

„Ja, dem Buchstaben nach ist das unleugbar. Aber in diesem Falle muß das ideelle Rechtsgefühl über dem juristischen stehen. Jener Eid kaun nicht mehr in dem alten Sinne geschworen werden; das persönliche Bewußtsein ist in unserer Zeit weiter entwickelt, und der Empfänger des Eides weiß dieses. Hier haben wir gerade einen Fall, in welchem das Recht der Ueberzeugung, der Freiheit, der Idee gegen das reale oder richtiger das brutale auftritt und diese beiden durch seine eigene Macht besiegt. Denken Sie sich, daß jener Eid nach dem Buchstaben gehalten werden müsse, und denken Sie sich ferner, wie wir alsdann Alle verstummen müßten! Die Zeit, das öffentliche Gewissen hat diesen Eid untergraben, und das ist gerade das besondere

Merkmal unserer Zeit, daß Recht in ihr zur Macht werden soll.. Ich appellire an die Damen — " fuhr er fort, namentlich an Camilla gewendet — „sie haben das sicherste Gefühl für das Recht des Geistigen."

Camilla antwortete erröthend: „Mir geziemt es nicht, hier ein Urtheil auszusprechen; es schien mir jedoch von Nils Ebbesön ritterlich gehandelt, daß er dem Grafen Gerhard erst die Treue aufkündigte, bevor er ihn angriff."

„Das ist eine eben so schöne als scharfsinnige Antwort," rief Dalberg aus, „und sie spricht gerade für uns; denn wir wollen durchaus weder angreifen noch umstürzen; wir wollen, daß die Ideen in die Regierung selbst eindringen sollen, die Regierung selbst soll ihr eigener Nils Ebbesön sein — seinen Heldenmuth abgerechnet."

„Und dann, wenn Sie Ihre Ideen zur Herrschaft gebracht haben, was werden Sie dann von Denjenigen sagen, welche der Verfassung Treue schworen, aber sie untergraben?" frug Bregning.

„Alsdann haben wir das Recht, ein ernstes Wort mit Solchen zu reden; denn wenn die Summe der Ideen, die in einem Volke lebt, zu Macht und Autorität gelangt ist, dann hat Niemand ein Recht, sich ihr zu widersetzen. Was ist schöner und erhebender, als die Handlung der französischen Linientruppen unter der

Julirevolution, als sie die Bajonnette abbrachen, ihre Gewehre in die Luft abfeuerten und mit dem Volke fraternisirten, als die Offiziere den Degen senkten und Befehl gaben, daß die Fahnen das Volk begrüßen sollten! Aber als Alles vorüber war, schwuren sie freiwillig Ludwig Philipp den Eid und hielten ihn treu — wenn der gerechte Wille des Volkes in Erfüllung gegangen, dann werden wir Alle conservativ!“

„Dann gilt der Eid auf's Neue,“ sagte Bregning und fügte einige Worte hinzu von der Willkür der Zeit, die sich der Autorität entzog, so daß die verschiedenen subjectiven Willen einander herrenlos gegenüber standen, erfreut über die Einseitigkeit, mit welcher sie das Billige und Friedliche ausschließen konnten.“

Dalberg antwortete: „Mit Bezug auf das, was Sie da von Billigkeit sagen, möchte ich Ihnen die Worte Goethe's an's Herz legen:

„ . . . . Thörigt ist's,
In allen Stücken billig sein; es heißt
Sein eigen Selbst zerstören.“

„Wenn ich nicht irre,“ bemerkte Schiött, „so hat Goethe die Worte, welche Sie zu Ihrem Wahlspruche machen, Tasso in den Mund gelegt, in dem Augenblicke, in welchem er dem Minister zürnt und ein Vergnügen daran findet, ihn zu hassen.“

„Man macht noch nicht irgend einen Satz zu seinem Wahlspruche, weil man ihn anführt," antwortete Dalberg.

Held hatte sich an Bregning gewendet und frug: „Dürfte ich Sie wohl fragen, weßhalb treten Sie niemals in's Leben hinaus? Weßhalb treten Sie niemals im Leben auf? Weßhalb erblickt man niemals Sie oder die Geistlichkeit, die von Ihren Ansichten ist, bei politischen Veranlassungen unter dem Volke? Weßhalb lassen Sie vornehm uns sündhafte Menschen die ganze Last tragen, um uns hinter Ihren vier Wänden zu kritisiren? Wenn nicht allein die Religion, sondern auch das Vaterland Ihnen so innig an's Herz gewachsen ist, weßhalb machen Sie dann keine Anstrengungen, z. B. indem Sie im Namen der Religion in Beziehung zu der deutschen Geistlichkeit treten? Wir Andern bewegen uns im Leben, wir haben rothes und warmes Blut; wir werden entrüstet über den Hohn, den man unserer Sprache und unserem Vaterlande zeigt, wir werden diese Anmaßungen zurückweisen, und wenn es auch mit dem Schwerte sein soll, mag es nun Gott gefällig sein oder nicht! Und hierin suchen und finden wir zugleich das Recht, auch eine passende Beschäftigung für unsere Fähigkeiten im Dienste des Vaterlandes zu fordern, mag dies nun den Machthabern des Augenblicks lieb sein oder nicht!"

„Sie wissen sehr gut, Held," antwortete Bregning, „daß, wenn die Geistlichkeit das thäte, worauf Sie jetzt hindeuten, die Journale uns Landesverräther nennen würden. Man will den Frieden nicht."

„Man muß aber Gott mehr als die Journale fürchten," erwiderte Held mit stolzer Miene.

Bregning lächelte.

Der Diener trat mit dem Theeservice ein und ließ die Thür hinter sich offen. Hierdurch drang ein ziemlich bedeutender Zugwind in's Zimmer. Bregning griff mit einer Miene von Schmerz an seinen Kopf.

Dalberg war leicht dahin zu bringen, irgend einen seiner kleinen Pläne eines Andern wegen aufzugeben, namentlich wenn er dadurch Veranlassung hatte, irgend eine schöne Phrase anzubringen. Er frug nun Bregning, ob sein Kopf sehr empfindlich sei?

Bregning bejahte dieses.

„Nun dann müssen wir sehen, daß wir diesen Kopf mit einer Bischofsmütze bedecken!"

Die Blicke Bregning's und Emiliens begegneten sich; sie schauten Denjenigen mit Verwunderung oder mit Bewunderung an, den Dalberg in solcher Weise auszeichnete.

Bregning empfand eine wirklich reine Liebe zu Emilien, und anstatt feige und eitel, wie Viele wohl gethan haben würden, den Putz gut zu heißen, den man

ihm aufsetzte, warf er ganz einfach ein: „Das ist allerdings zum zweiten Male, daß mir solches prophezeit wird, allein es ist eben so gewiß, daß ich weiter Nichts als Dorfpfarrer werde, denn ich werde für den Doctorgrad nicht disputiren.“

Der kleine Sieg, den er hier über die Versuchung in den Augen des Weibes gewann, verlieh seinem Antlitze eine moralische Schönheit, die nicht unbemerkt blieb.

„Der Politik ist Nichts unmöglich,“ sagte Dalberg.

„Ja, ja, wenn Sie nun mit Bregning fertig sein werden,“ sagte Wiggo Gramm, „so können Sie sich wohl denken, daß Sie einen Strauß mit mir zu bestehen haben! Was halten Sie von der Aufhebung des Zwangverhältnisses zwischen Pfarrer und Gemeinde, von den Beziehungen des Staats zur Kirche und zur Schule?“

„Das ist eine offene Frage,“ antwortete Dalberg; „ich meines Theils bin übrigens nicht dagegen, daß die Kirche von dem Staate getrennt wird. Allein alle dergleichen Fragen müssen jetzt in den Hintergrund gedrängt werden, damit gleichgesinnte Freunde die Einigkeit im Wesentlichen aufrecht erhalten können.“

„Ja das Wesentliche!“ antwortete Gramm. „Hier muß ich doch nach der Weise unserer Vorväter die Sprache des Herzens reden und Ihnen keck heraussagen, daß mir dieses Eiderwesen durchaus nicht behagen will.

Wir müssen ganz und gar diesen Gottorp'schen Mischmasch los sein und dort theilen, wo die dänische Sprache aufhört; dann erst können wir sagen, daß unser schöner Garten abgegrenzt ist."

„Das ist sehr schön gedacht," antwortete Dalberg; „allein das staatliche Princip nöthigt uns, wiederum ein politisches und nicht allein ein nationales Princip aufzustellen. Wir dürfen nicht die Tractate und die diplomatischen Verhältnisse übersehen. Wo Deutschland aufhört, beginnt Dänemark, und das ist an der Eider. Das, was diesseits Deutsches sich befindet, kann unter einer constitutionellen Verbindung mit Dänemark aus dem tausendjährigen Unrechte herausgerissen werden, unter dem es jetzt seufzt, und wieder dänisch werden. Sie können noch erleben, daß Sie als nationaler und geistlicher Missionair ein gutes Amt erhalten. Es ist eine schöne, erhabene Aufgabe, Missionair zu sein!... Nicht wahr, Fräulein Theilmann?"

„Ja, davon zu lesen, ist sehr schön."

Schiött sagte: „Hier sind nun zwei verehrte Theologen von höchst verschiedenen Ansichten — welche Religion ist wohl nun die rechte, die alleinseligmachende?"

„Seligmachende?" rief Gramm. „Das Seligmachende hat durchaus Nichts mit dieser Angelegenheit zu schaffen! Das verkündigen wir immer, daß der rechtgläubige Christ seine Welt für sich hat; unsere

Beziehung zu dem Herrn Jesus Christus ist unsere heilige geheime Kammer, ist ein Born der Liebe sonder Gleichen. Allein das Land, in welchem wir hier auf Erden leben, dessen Herzenskinder sind wir, dessen Sprache ist süß auf der Zunge, süß im Leben, süß im Tode, süß im Nachruhme. Sie lebt in ewiglichem Kampfe mit den Ungeheuern. Und der Kampf ist darum, die Heldenkraft zu stärken — ei ja, es ist eine Lust, wenn die Kämpen nach Walhalla reiten! Alsdann fliegen die kupfernen Thore klingend auf, und Thor, der alte Gott, lacht laut auf! Deßhalb wollen wir den Feind mit dem stählernen Handschuhe empfangen, daß er in's Gras beißt, und auf unserer herrlichen Mundharfe spielen, daß die Argen aus Aerger die Maulsperre bekommen!"

„Daß diese Menschen selbst nicht die Maulsperre durch das viele Spielen auf ihren Mundharfen bekommen!" sprach Schiött vor sich hin, doch nicht leiser, als daß Emilie es hörte. Sie biß die Lippen zusammen.

Dalberg, welcher befürchtete, daß Gramm nicht gerade große Eroberungen auf dem Steckenpferde machen würde, auf welches er jetzt gerathen, sagte: „Die beiden Herren Theologen werden sich schon einigen. Zwei Gegensätze, Grundtvig und Claussen, haben sich genähert und gegenseitig auf einander ein Hoch bei der letzten Feierlichkeit im Schützenhause ausgebracht."

„Ja," sagte Gramm, „die Einigkeit hier, hier auf Erden in Betreff des Landes der Väter. Allein wir haben noch nicht eingeräumt, daß die Beiden neben einander im Himmel sitzen werden."

„Das dürfte eine offene Frage sein," sagte Schiött.

„Bravo, Herr Schiött! Das war gut gesagt," rief der Agent und drängte sich hervor, um Schiött die Hand zu drücken.

Es war nicht weit davon, daß Schiött wie Demosthenes gefragt hätte: Habe ich denn eine Dummheit gesagt? Allein er schwieg klüglich und nahm bescheiden die Anerkennung des Agenten an. Was auch die Anwesenden von dem Ausbruche des Agenten dachten, so wurde derselbe doch dazu benutzt, um dem Gespräche ein Ende zu machen, um so lieber, als die Conversation gerade durch den Witz von Schiött leicht etwas bitter hätte werden können, und Dalberg wendete sich nun an die Damen mit der Frage, ob sie die Gesellschaft mit etwas Musik erfreuen wollten.

Camilla setzte sich an das Piano, und nachdem sie Etwas gespielt hatte, forderte sie Emilien zum Singen auf, und als Emilie gerade so lange, wie der gesellschaftliche Tact es erheischte, sich geweigert hatte, gab sie dem allgemeinen Wunsche endlich nach.

Sie besaß eine „kleine" Stimme und nicht viel Schule, aber die Stimme war klar, weich und klang-

voll, und sie wagte sich nicht weiter hinaus, als daß sie sich sicher wußte. Sie sang ein einfaches Lied, das Lied, welches sie am Besten sang, das, bei welchem sie am Meisten empfand, vielleicht eins, an welches sich Erinnerungen knüpften, ein solches, bei dessen Ausführung das Gemüth eines Weibes sich in idealem Verlangen erhebt und seinen Inhalt Demjenigen verrathen würde, der ein genügend feines Ohr hätte.

Dalberg lehnte am Fenster mit gekreuzten Armen und blickte über die Gesellschaft hinaus. Es wurde ihm noch klarer bei dem Anhören dieses Liedes, daß Emilie durchaus nicht so ganz und gar zur Missionairin bestimmt sei, wie er wohl angenommen hatte, und als er seinen Blick auf Wiggo Gramm warf, aus dessen Antlitz forcirte Derbheit und forcirte Kindlichkeit strahlten, freute er sich darüber, daß sein diplomatischer Plan ein Geheimniß war.

Sein Blick wanderte zu Camilla, welche mit gesenktem Kopfe lauschend dasaß; ein ihm unerklärbarer Ausdruck ruhte auf ihrer weißen Stirn, lag auf ihren gesenkten Augenlidern, spielte um den halbgeöffneten Mund. Unwillkürlich schaute er sich nach Jemand um, der zu ihr passen konnte, aber er fand Niemand. Gestimmt und geleitet von dem Gesange, nahm sein Gemüth in halb poetischer Weise ein Bild der Gesellschaft in sich auf und fand in diesem Bilde die Welt reprä=

sentirt: das Abgerissene, Verschiedenartige, welches sich begegnet, und nur von großen Geistern, namentlich von großen Politikern zusammengehalten, geleitet und zu höheren Zwecken benutzt wird.

Er blieb bei dieser angenehmen Empfindung stehen und behauptete diese Stimmung, selbst als der Gesang verhallt war. Er näherte sich Emilien mit Leichtigkeit und Anstand, brachte ihr sein Compliment und wandte sich darauf mit derselben Leichtigkeit Camilla zu.

Held und Bregning wollten mit dem Omnibus zur Stadt fahren und machten sich zum Aufbrechen bereit. Bregning trat auf Emilien zu, mit welcher Gramm ein Gespräch angeknüpft hatte; in aller Hast hatte er die nordische Mythologie auf die Bahn gebracht und erzählte von Frigga: daß sie Alles und alle Dinge weiß, aber daß sie schweigt. „Ist das nicht tief, so tief wie herrlich?“ frug er. „Ist das nicht ein Bild vom Weibe sonder Gleichen?“

Emilie nickte ihm bejahend zu, und nun entspann sich einige Minuten hindurch eine Conversation, in welcher die Repliken Emiliens nur in bestätigenden oder verneinenden Kopfbewegungen bestanden, ohne daß Gramm unter der Wucht seiner eigenen Beredtheit den Laut des Wortes vermißte, während Bregning tief ernst sich wohl hütete, seinen geistlichen Collegen zu unterbrechen, und während Schiött etwas entfernt stand,

die Situation scharf beobachtend, allein scheinbar so würdig und ehrbar, wie der Schulmeister, welcher lächelnd das Spiel der Kinder überwacht.

Das Gespräch Dalberg's mit Camilla war nach Gewohnheit sofort politischer Art geworden — ungeachtet Keines von ihnen in diesem Augenblicke eine wirkliche Neigung verspürte, von Politik zu reden — und Camilla frug ihn: „Was würden Sie wohl thun, wenn Sie jetzt plötzlich die Macht bekämen?“

„Eine so radicale Opposition, wie diejenige, in welcher wir uns befinden, könnte, wenn sie plötzlich in Besitz der Gewalt gelangte, nicht umhin, die Dictatur zu decretiren. . . . Das Erste, was ich thun würde, wenn ich heute Abend in Besitz der Gewalt käme, wäre, zu decretiren, daß alle schönen jungen Damen fröhlich sein sollten.“

Er war zum Ernste wenig aufgelegt und sie eben so wenig zum Scherze. Sie antwortete: „Dann hüten Sie sich, wenn Sie Dictator werden!“

„Vor wem?“

„Vor der Freiheit.“

„Die Freiheit! —“ sagte er, indem er artig zum Abschiede grüßte — „die Freiheit ist despotisch!“

Dies war eine der Phrasen, mit welchen man nicht selten Männer abzuspeisen vermag, die bei der Freiheit

an Parlament, Convent und ästhetisch=historische Begebenheiten denken, allein man beruhigt damit noch nicht ein Weib. Das Weib sucht überall nach einem vollen Lebensinhalte und begreift, wenn Alles zu Allem kommt, nur die Freiheit des Herzens.

Ende des dritten Bandes.

Druck von C. Roeßler in Grimma.